

4. Judith Butler: Die Instabilität performativer Wiederholung

Die Arbeiten von Judith Butler, einer Philosophin und Geschlechtertheoretikerin, zum Gegenstand einer praxistheoretischen Diskussion zu wählen, bedarf einiger einführender Erläuterungen. Die Position, mit der Butler vor allem assoziiert wird und die den Brennpunkt ihrer internationalen Rezeption gebildet hat, ist die Dekonstruktion des Verweisungszusammenhangs zwischen biologischem und sozialem Geschlecht. Ihre radikale Infragestellung biologischer Grundlagen von Identität und ihr Verständnis von Geschlecht als Effekt einer prozesshaften Aufführung stehen daher üblicherweise im Zentrum des geschlechtersoziologischen Diskurses und der Gender Studies.¹ Weniger intensiv werden dagegen bislang die sozialtheoretischen Implikationen ihrer Arbeiten beleuchtet.² Butlers Texte verbinden sich dabei keineswegs zu einer kohärenten Sozialtheorie. Dennoch finden sich darin »Bausteine zu einer Theorie sozialer Iterabilität«³, die vielfältige Anschlussmöglichkeiten für praxeologische Forschungsperspektiven bieten. Da sie von Butler selbst nicht systematisch zusammengefasst worden sind, wird es eine wesentliche Aufgabe der folgenden Diskussion sein, sie zu identifizieren und herauszuarbeiten. Dabei muss selektiv vorgegangen werden: Anstatt die Arbeiten Butlers umfassend vorzustellen und sich allen von ihr behandelten Themen zu widmen, werden ausschließlich die sozialtheoretisch und praxeologisch anschlussfähig erscheinenden Theoriebausteine besprochen.

Butler entwickelt ihre Thesen stärker als die anderen in diesem Buch besprochenen Autoren aus einer intensiven und kritischen Lektüre kulturtheoretischer Positionen, wobei sie sich meist einzelnen AutorInnen widmet oder deren Ansätze miteinander konfrontiert und stets eine detaillierte Textarbeit betreibt. Drei theoretische Bezüge stehen im Zentrum von Butlers Auseinandersetzung, die für sozialtheoretische und insbesondere praxeologische Anschlüsse relevant erscheinen: das Performativitätskonzept, die Arbeiten von Michel Foucault sowie die Psychoanalyse. Da Foucault im vorangegangenen Kapitel bereits erör-

1 Vgl. etwa Villa 2001, Wojke 2003 und Villa 2010.

2 Zur Legitimität, Butler soziologisch zu lesen, vgl. Gugutzer 2004: 178 Fn.94. Zu Butlers Arbeiten als Subjektivitätstheorie vgl. Lorey 1996, Hauskeller 2000: 55–152 und Reckwitz 2008a: 81–95. Zur ihrer Bedeutung im Kontext einer soziologischen Analyse von Identitäten vgl. Stäheli 2000b: 62–65.

3 Hanke 1998: 58.

tert worden ist, konzentriert sich dieses Kapitel auf die beiden anderen Positionen, mit ausdrücklichem Schwerpunkt auf dem Performativitätskonzept, da es Butlers wichtigsten theoretischen Bezugspunkt bildet.⁴ Ein weiteres zentrales Interesse dieser Untersuchung bildet die Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieu, die Butler in verschiedenen, über ihre Texte verstreuten Zusammenhängen sucht und die bislang in der Butler-Rezeption weniger im Fokus liegt, aber gerade im Hinblick auf das Verhältnis ihrer Position zur Praxeologie bedeutsam ist. Da der Rekurs auf Bourdieu eher einen Nebenschauplatz ihrer Theoriearbeit darstellt, müssen hier die relevanten Textstellen erst miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Butlers Arbeiten werden vielfach in den Kontext der Praxistheorien gestellt, auch wenn deutlich ist, dass der Praxisbegriff nicht das Zentrum ihres analytischen Vokabulars bildet. Daher ist Butlers Ansatz bisher noch nicht zum Gegenstand einer systematischen sozialtheoretischen Diskussion seiner praxeologischen Aspekte geworden. Die Anschlussfähigkeit zwischen Butlers Position und der Praxistheorie dürfte jedoch unstrittig sein. Bereits Theodore R. Schatzki weist auf die Nähe seines Ansatzes zu Butlers Verständnis von Identität und Geschlecht als »(bodily) do-ings instead of be-ings«⁵ hin, wobei die Klammer um »bodily« eine gewisse Skepsis bezüglich Butlers Körperkonzept andeutet. Dennoch ist für Schatzki die Tatsache, dass Butler Subjektivität und Individualität fundamental in sozialen Praktiken verortet, ausschlaggebend.⁶ Ebenso versteht Andreas Reckwitz Butlers Arbeiten als Beitrag zur Praxistheorie und sieht das Performativitätskonzept »in unmittelbarer Nachbarschaft zu jenem der Praktiken«⁷. Allerdings vermerkt auch er in einer Fußnote ein Spannungsverhältnis »zwischen einer praxeologischen Perspektive auf die Performativität des ›doing gender‹ und einer ›Diskursanalyse‹, die kulturelle Codes weitgehend unabhängig vom inkorporierten know how der Subjekte rekonstruiert und Körper als symbolische Projektionsflächen behandelt.«⁸ Joseph Rouse weist auf Resonanzen zwischen Butlers Arbeiten zur Performativität von Geschlecht und der Praxistheorie hin, und auch er identifiziert die Integra-

4 Zu Affinitäten und Differenzen zwischen Praxistheorie und Performativitätskonzept vgl. Volbers 2011: 148–157.

5 Schatzki 1996: 46.

6 Vgl. auch Schatzki 1996: 86. In Schatzki 2001 fehlt jedoch ein Verweis auf Butler.

7 Reckwitz 2006b: 708. Vgl. zuvor bereits Reckwitz 2003: 283 sowie Reckwitz 2004b: 47. Zudem hebt er besonders Butlers Bezug auf die Psychoanalyse als viel versprechenden praxeologischen Impuls hervor, vgl. Reckwitz 2006b: 708.

8 Reckwitz 2003: 285 Fn.

tion der diskursiven und der materiellen bzw. körperlichen Dimension sozialer Praxis als konzeptuelle Herausforderung für die Praxistheorie.⁹ Schließlich begreifen Karl Hörning und Julia Reuter sowie Stephan Moebius Butler ebenfalls als Praxistheoretikerin.¹⁰

Aus dieser Übersicht wird bereits deutlich, dass Butlers Körperverständnis einen weiteren Schwerpunkt der folgenden Diskussion zu bilden hat. Daneben wird auch Butlers Wiederholungsbegriff herauszuarbeiten sein, der bei ihr im Unterschied zu den anderen in diesem Buch diskutierten Autoren ganz explizit Verwendung findet und wesentliches Element ihrer Performativitätstheorie ist. Sie entwickelt ihr Verständnis von Geschlecht, aber auch von Subjektivität, Identität, Handlungsfähigkeit und insbesondere von der Möglichkeit zur subversiven Verschiebung von Normen im Rekurs auf den durch John L. Austin geprägten Performativitätsbegriff und dessen Lektüre durch Derrida. Mit der Verwendung dieser sprachphilosophischen Kategorie ist eine Perspektive verbunden, in der Sprechen und Handeln, und damit Bedeutung und körperliche Aktivität, zusammenfallen. Dabei ist Butlers Bezug auf das Konzept im Laufe ihrer Arbeit allerdings signifikanten Veränderungen unterworfen. Butler selbst hat darauf hingewiesen, dass sie den Begriff zunächst ausgehend von Derridas spezifischem Verständnis verwendet und sich erst relativ spät, im Rahmen einer partiellen Neuorientierung in *Hass spricht*, einer eingehenden Lektüre Austins gewidmet hat.¹¹ Daher ist es notwendig, eingangs einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Performativitätskonzepts zu geben, um eine Grundlage für das Verständnis sowohl der allgemeinen sprachphilosophischen Debatte als auch von Butlers unterschiedlichen Zugriffen auf das Konzept zu schaffen. Danach werden sowohl Butlers Konzeption des Geschlechts als auch das zugrunde liegende Verständnis von Wiederholung herausgearbeitet, das sich unabhängig vom Fokus auf Geschlecht als sozialtheoretisches Konzept begreifen lässt. Es folgen die Erörterung ihrer Subjektkonzeption und deren politischer Konsequenzen in Bezug auf den Feminismus sowie eine Charakterisierung ihres Begriffs von Subversion, den sie im Rekurs auf Derridas Überlegungen zur Iterabilität entwickelt. Die nächsten Abschnitte sind unterschiedlichen Zugangsweisen Butlers zur Konzeption von Körperlichkeit gewidmet: der performativen Materialisierung, dem Körperwissen im Anschluss an Bourdieu sowie dem leidenschaftlichen Verhaftetsein, das sie in Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse entwickelt. Den Hintergrund für diese ausführliche Diskussion bildet die Frage, ob Butlers Körperverständnis

9 Vgl. Rouse 2007: 640 und 663.

10 Vgl. Hörning/Reuter 2004b (in Bezug auf das Konzept des *doing gender*) sowie Moebius 2008b.

11 Vgl. Butler 2006: 286.

mit einer praxistheoretischen Position im Einklang steht. In welcher Hinsicht werden Körper als kulturell markierte Oberflächen verstanden und inwiefern bezieht Butler inkorporiertes Wissen ein? Im Anschluss daran wird auf Butlers Ausführungen zu Norm und Geschlecht eingegangen. Hier ist von besonderem Interesse, wie sie den Normbegriff definiert, da dieser auf der einen Seite eine herausgehobene Stellung in ihrer Theorie einnimmt, auf der anderen Seite aber in der Praxistheorie nur eine nachgeordnete Rolle spielt bzw. dort spezifisch reformuliert wird. Schließlich wird die theoretische Neuorientierung Butlers in *Hass spricht* beleuchtet, in der sie ihr Performativitätsverständnis verändert sowie eine Kritik an Derridas Iterabilitätskonzept ausführt. Da Butler hier ebenfalls auf Pierre Bourdieu rekurriert, ist auch diese Diskussion von besonderer Relevanz für ihre praxeologische Anschlussfähigkeit. Im Folgenden wird nun zunächst knapp die theoretische Genealogie des Performativitätsbegriffs vor Butlers Verwendung erarbeitet, bevor ihre Position charakterisiert wird.

4.1 Das Performativitätskonzept in der sprachphilosophischen Debatte

Der aus der Sprachphilosophie stammende Begriff »Performativität« hat in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine beispiellose Karriere hinter sich.¹² Er geht auf den britischen Sprachwissenschaftler John L. Austin zurück, der ihn 1955 im Rahmen einer umfassenden Theorie der Sprechakte geprägt hat.¹³ Mit Butlers Arbeiten zur Konzeption von Geschlecht erfolgt dann der Sprung des Performativitätskonzepts von der Bedeutungstheorie und Sprachphilosophie in die kulturwissenschaftliche Debatte.

Grundsätzlich wird mit dem Begriff die enge Verwobenheit von Sprechen und Handeln ausgedrückt. Austin bezieht sich dabei auf Ludwig Wittgenstein, der in seinem Spätwerk *Philosophische Untersuchungen* die als »gegenstandstheoretisch« bezeichnete Perspektive auf Sprache kritisiert hat, wonach Bedeutung ausgehend von der Repräsentation einer vorgängigen Wirklichkeit konzipiert wird. Mit der Frage nach der Wirklichkeitsadäquanz von Sprache ist in diesem sprachwissenschaftlichen Paradigma auch die Unterscheidung in »wahre« und »falsche« Aussagen verbunden. Dagegen führt Wittgenstein den Begriff des »Sprachspiels«¹⁴ ein, mit dem er das Sprachverständnis von der Abbild-

12 Allgemein zur Rezeption des Konzepts vgl. Fischer-Lichte 2000, Krämer/Stahlhut 2001 und Wirth 2002b.

13 Vgl. Austin 2002.

14 Vgl. Wittgenstein 1999: § 7.

funktion zur Handlungsdimension verschiebt und eine fundamentale Neuorientierung in der Sprachphilosophie und -wissenschaft einleitet, die als »pragmatische Wende« bezeichnet wurde.¹⁵ Die Betrachtung der Pluralität verschiedener Sprachspiele lenkt den Blick auf die mannigfaltigen Funktionen der Verwendung von sprachlichen Zeichen, deren Bedeutung Wittgenstein zufolge in ihrem Gebrauch besteht.¹⁶ Die sozialen Konventionen der Sprachverwendung geraten dabei in den Fokus. Sprachspiele sind stets in einen umfassenden Kontext alltäglichen Handelns und Verstehens eingebettet, den Wittgenstein als »Lebensform« bezeichnet.¹⁷ Sprechen kann folglich mit Wittgenstein als eine Tätigkeit neben anderen sprachlichen und nichtsprachlichen Tätigkeiten verstanden und »Sprache als Teil einer das bloße Sprechen übersteigenden Praxis«¹⁸ begriffen werden. Wenn Sprechen jedoch eine Handlung ist, dann besteht es eben nicht in der Repräsentation ihm vorausgehender Sachverhalte, sondern stellt vielmehr selbst Realität her. Die fundamentale Erkenntnis Wittgensteins, dass ein Sprachspiel »praktische[] Folgen«¹⁹ haben kann, führt Austin zur Entdeckung einer besonderen Eigenschaft von Sprache und zur Begründung des Performativitätsbegriffs.

4.1.1 Austins Entdeckung

John L. Austin greift Wittgensteins Einsicht, dass Sprechen stets in Handlungen eingebettet ist, auf und präzisiert dessen Kritik an der Fixierung auf den Wahrheitsaspekt von Sprache. Einer im gegenstandstheoretischen Paradigma verankerten Sprachphilosophie entgeht notwendig die Besonderheit einer Reihe von sprachlichen Äußerungen, die Austin beobachtet und systematisiert hat und die er mit dem Begriff »Sprechakte« bezeichnet. Austins »Revolution« besteht in dem Vorschlag einer Klassifikation unterschiedlicher Sprachspiele. In *How to do things with words* (1955) differenziert er zunächst zwischen konstativen und performativen Äußerungen, wird diese Unterscheidung jedoch später fallen lassen. Neben konstativen Aussagen, die auf ihren Wahrheitsgehalt hin befragt werden können, eröffnet Austin eine neue Kategorie von Äußerungen, die er »performative« nennt und die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie eine Handlung vollziehen.²⁰ Sie können nicht in wahre und falsche Aussagen eingeteilt werden, da ihre Funktion nicht in der Abbildung einer vorgängigen Wirklichkeit besteht, sondern darin, be-

15 Vgl. Braun 1996: 39 ff.

16 Vgl. Wittgenstein 1999: § 43.

17 Vgl. Wittgenstein 1999: § 23.

18 Kertscher 2003: 41.

19 Wittgenstein 1999: § 268.

20 Vgl. Austin 1968: 140 sowie Austin 2002.

stimmte Wirkungen zu zeitigen. Mit ihrer Äußerung wird dabei das vollzogen, was sie benennen. Die Beispiele reichen von rituellen Handlungen wie der Taufe (»Hiermit taufe ich ...«) bis hin zu weniger streng definierten konventionalen Handlungen wie Warnen, Versprechen und Drohen. Austins vielfältige Beispiele kulminieren in der Einsicht, dass auch die Mitteilung einer Information eine Behauptung mit performativem Charakter ist, da sie in die Form »Ich mache aufmerksam auf ...« gebracht werden und Wirkungen nach sich ziehen kann. Insofern hat auch die vermeintlich rein konstative Aussage performative Aspekte, sodass Austin die Differenzierung zwischen konstativen und performativen Sprechakten fallen lässt und die produktive Handlungsdimension des Sprechens als fundamental begreift.²¹ Stattdessen unterscheidet er nun eine lokutionäre (etwas sagen), illokutionäre (eine Handlung vollziehen, indem man etwas sagt) und perlokutionäre (eine Wirkung dadurch erzielen, dass man etwas sagt) Dimension des Sprechens.²²

Mit der Erkenntnis, dass performative Aussagen nicht wahr oder falsch sein können, da sie nicht in einem Abbildungsverhältnis zur Wirklichkeit stehen, findet eine Verschiebung der Untersuchung dahingehend statt, ob sie glücken oder missglücken, ob also die an sie gebundenen Wirkungen eintreten. Austin klassifiziert verschiedene Arten des Misslingens performativer Handlungen und analysiert ihre Ursachen. Diese betreffen die Angemessenheit der Situation sowie die Autorisation des Sprechers. Einem Sprecher kann aufgrund Nichterfüllung der jeweils vorgeschriebenen Bedingungen, von denen es, wie Austin ausdrücklich betont, »nicht wenige«²³ gibt, ein Sprechakt verunglücken. Weil sie gleichfalls bestechend und witzig sind, seien Austins Beispiele hier ausführlich wiedergegeben: »Der Bigamist ist so nicht schon neu verheiratet, sondern hat sich nur der Form einer zweiten Eheschließung unterzogen. Ein Schiff vermag der nicht zu taufen, der nicht die eigens dazu autorisierte Person ist. Auch wird es mir kaum gelingen, Pinguine zu taufen, da diese Lebewesen für ein solches Unternehmen nicht vorgesehen sind.«²⁴ Diese Art des Misslingens verhindert von vornherein die Wirksamkeit der performativen Handlung, sie ist nichtig. So etwa am Beispiel der Schiffstaufe: »Nehmen Sie etwa an, ich sehe ein Schiff vor dem Stapellauf, gehe hin, schmettere die Flasche dagegen, die am Rumpf hängt, verkünde: ›Ich taufe dieses Schiff ›Stalin‹ und schlage, um das Maß vollzumachen, die Keile weg; das Dumme ist bloß: Ich war nicht für die Taufe bestimmt.«²⁵ Eindeutig ist, dass das Schiff durch

21 Vgl. Austin 1968.

22 Vgl. Austin 2002: 8.–12. Vorlesung.

23 Austin 1968: 141.

24 Austin 1968: 141.

25 Austin 2002: 44 f.

diese Aktion nicht getauft worden ist. Aus Austins Beispiel lassen sich verschiedene Bedingungen für eine gelungene Taufe ableiten: Die Situation muss angemessen sein (zum Taufritual gehört eine Zeremonie), die Sprecherin muss autorisiert sein (zur Taufe gehört ein berechtigter Täufer/Taufpate), der Bezugsgegenstand muss stimmen (Taufen kann man Menschen oder Schiffe, nicht aber Pinguine). Austin selbst hatte kein Interesse an einer eindeutigen Klassifikation, da die verschiedenen Arten von Unglücksfällen durch Überschneidungen gekennzeichnet sind.²⁶

4.1.2 Derridas Kritik an Austin

Derrida diskutiert Austins Performativitätskonzept im Zusammenhang mit der Entfaltung seiner eigenen sprachphilosophischen Position in *Signatur, Ereignis, Kontext*.²⁷ Diese leitet Derrida, wie bereits herausgearbeitet, von einem verallgemeinerten Schriftbegriff ab, weist damit die Suche nach einem fundierenden Ursprung zurück und bestimmt unter dem Begriff der »Iterabilität« die Wiederholbarkeit als konstitutives Merkmal des Zeichens (Kap. 1.1.4 und 1.3.1). Er betont dabei, dass jedes Zeichen aus seinem Kontext gelöst werden und neue Kontexte bilden kann: »Jedes [...] Zeichen kann als kleine oder große Einheit zitiert, in Anführungszeichen gesetzt werden; dadurch kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen, unendlich viele neue Kontexte auf eine absolut nicht saturierbare Weise erzeugen.«²⁸ Zeichen sind also fundamental durch die Möglichkeit des Bruchs mit ihren Kontexten gekennzeichnet. Dies soll nun nicht heißen, dass ein Zeichen außerhalb eines Kontextes Bedeutung hat, sondern vielmehr, dass Kontexte keine absolute Bedeutungsgarantie absichern können.²⁹

Vor diesem Hintergrund von Derridas Sprach- und Bedeutungstheorie ist seine Diskussion von Austins Performativitätskonzept zu verorten, und erst von diesem aus wird sie verständlich. Zunächst hebt Derrida positiv hervor, Austin habe »den Begriff von Kommunikation als rein semiotischen, linguistischen oder symbolischen Begriff gesprengt.«³⁰ Das wesentliche Charakteristikum dafür ist Derrida zufolge, dass performative Akte nicht einfach etwas repräsentieren, das seinen Ort außerhalb der Sprache hätte, sondern eine Situation verändern oder verwandeln können und somit eine Wirkung zeitigen.³¹ Dieser handelnde Aspekt des Sprechens, seine Ereignishaftigkeit, begründet Derridas grundsätz-

26 Vgl. Austin 2002: 44 f.

27 Vgl. Derrida 1999.

28 Derrida 1999: 339.

29 Vgl. Derrida 1999: 339.

30 Derrida 1999: 341.

31 Vgl. Derrida 1999: 340.

liches Interesse an der Performativität. Das Hervorrufen einer Wirkung wird von Austin, wie Derrida betont, auf eine Kraft zurückgeführt, die im Anstoßen eines Zeichens besteht. Mit dieser Kraft, die Derrida als nietzscheanische Kategorie begreift, ersetzt Austin die Autorität des Wahrheitswertes, die bisher die Sprachphilosophie bestimmt hat.³²

Seiner Zusammenfassung der Leistung Austins schließt Derrida gleichwohl eine prinzipielle Kritik an dessen Position an, die im Wesentlichen in dem Ausweis einer fehlenden Einsicht in die von Derrida herausgearbeiteten Eigenschaften des Zeichens besteht: »Austin hat nicht berücksichtigt, was in der Struktur der *locution* (also vor jeder Bestimmung von *illocution* und *perlocution*) schon jenes System von Prädikaten zur Folge hat, die ich *graphematisch im allgemeinen* nenne«³³. Von diesem Einwand ausgehend entwickelt Derrida vier miteinander verbundene Vorwürfe und moniert, Austin habe (1) die vollständige Determinierbarkeit des Kontextes unterstellt, (2) die Sprecherintention als Sinngarantie aufrechterhalten, (3) das Misslingen nur als akzidentielles und nicht als konstitutives Merkmal des Sprechaktes verstanden sowie (4) parasitäres Zitieren als anormal aus seiner Betrachtung ausgeschlossen. Diese Kritik soll nun im Detail beleuchtet werden.

Erstens identifiziert Derrida in Austins Verweis auf die Kontextabhängigkeit performativer Äußerungen einen Rekurs auf einen »totalen Kontext«³⁴, den er vor dem Hintergrund seiner Bedeutungstheorie ablehnt. Er wirft Austin vor, dass dieser unterstellt, ein Kontext könne »in erschöpfender Weise bestimmt«³⁵ werden, und dass er damit die Zitathaftigkeit des Zeichens verkennt. Der zweite Einwurf betrifft »die bewußte Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjekts in der Totalität seines Sprechaktes. Dadurch wird [bei Austin, HS] die performative Kommunikation wieder zur Kommunikation eines intentionalen Sinns«³⁶, die Derrida im Rekurs auf die elementaren Charakteristika der Schrift zurückgewiesen hatte. Drittens begeht Austin Derrida zufolge den Fehler, die Möglichkeit des Misslingens von Sprechakten,

32 Vgl. Derrida 1999: 341. Zu einer Kritik an dieser Interpretation Austins durch Derrida, die von Stanley Cavell formuliert wurde, vgl. Kertscher 2003: 48 f.

33 Derrida 1999: 341. Die Kritik Derridas verfehlt dabei Austins Position an einigen elementaren Punkten, wie bereits vielfach aufgezeigt worden ist. Die Diskussion um Derridas Austin-Kritik kann hier leider nicht umfassend ausgeführt werden, daher wird lediglich an den geeigneten Stellen auf die entsprechenden Einwände gegenüber Derridas Rezeption verwiesen.

34 Derrida 1999: 341, Hervorh. getilgt.

35 Derrida 1999: 341.

36 Derrida 1999: 341. Dieser Vorwurf Derridas geht dabei jedoch an Austins Position vorbei, vgl. Wirth 2002b: 22 und Fermeidois 2000: 118.

die er eingehend thematisiert, nur als äußerliche Gefahr des Sprechens anzusehen. In Derridas Lektüre erkennt Austin zwar, dass alle konventionalen Handlungen missglücken können, versäumt es aber, diesen Umstand als wesentliches Charakteristikum zu untersuchen. Misslingen wird demzufolge bei Austin nicht als strukturelles, sondern als bloß akzidentielles Merkmal von Sprachakten verstanden.³⁷ Schließlich widmet sich Derrida einer Bemerkung Austins, mit der er den unernsten Gebrauch von Sprechakten, der sich »parasitär«³⁸ auf den gewöhnlichen bezieht – damit ist das Sprechen auf der Bühne oder ein literarisches Vorkommen gemeint – aus seiner Untersuchung ausschließt. Dieser Ausschluss, und insbesondere die Bestimmung als »parasitär«, geht jedoch Derrida zufolge an der grundsätzlichen Eigenschaft des Zeichens vorbei, denn die »Iterierbarkeit des Zeichens [...] ist kein Zufall und keine Anomalie, sondern das (Normale/Anormale), ohne welche ein Zeichen (*marque*) sogar nicht mehr auf sogenannt ›normale‹ Weise funktionieren könnte«³⁹

Es dürfte deutlich geworden sein, dass es sich bei Derridas Einwänden nicht um eine immanente Kritik an Austin handelt, sondern vielmehr darum, anhand von Austins Sprechakttheorie seine eigene Position zu Sprache und Bedeutung herauszuarbeiten.⁴⁰ Dabei kehrt er die Perspektive Austins im Grunde um: Sprechakte werden bei Derrida nicht durch Kontexte stabilisiert, sondern zeichnen sich gerade durch ihre Brüche mit Kontexten aus. Die Unabschließbarkeit von Kontexten, eine grundlegende potentielle Entgrenzung und die unendliche Bewegung des Zeichens, diese Motive will Derrida mit seiner Sprachtheorie hervorheben. Damit verschiebt er den Fokus auf die »Aktivität« der Zeichen selbst. Derridas fundamentale Kritik an Austin hat offensichtlich zum Ziel, dessen Darstellung der performativen Kraft zu radikalisieren, »nämlich als *Handeln der Sprache*, das die Sprecher und deren Intentionen immer schon übersteigt.«⁴¹ Unabhängig von der Frage, ob Derrida Austin mit seiner Kritik gerecht geworden ist, hat seine Lektüre dennoch wesentliche Eigenschaften der performativen »Kraft« herausgearbeitet und in die Diskussion eingeführt, auf die sich Butler in ihrem Gebrauch des Performativitätskonzepts bezogen hat. Derridas

37 Vgl. Derrida 1999: 342 f. Zur Kritik an dieser Interpretation Austins vgl. Kertscher 2003: 54 f.

38 Austin 2002: 44.

39 Derrida 1999: 339.

40 Vgl. Hempfer 2011: 29 f. und Rolf 2009: 137. Damit provozierte er eine heftige Replik seitens John Searles, dem amerikanischen Hauptvertreter der Sprechakttheorie, vgl. dazu Rolf 2009: 151–159, auf die Derrida wiederum in *Limited Inc a b c* ...antwortet, vgl. dazu Rolf 2009: 161–185.

41 Kertscher 2003: 52.

Erkenntnis, dass Sprache eine strukturelle Wiederholbarkeit aufweist, wird dabei zentral. Gleichwohl ist danach zu fragen, was Derrida mit seiner Perspektive entgeht, auch vor dem Hintergrund, dass Butler als Konsequenz ihres Aufgreifens von Derridas Position möglicherweise ähnliche theoretische Probleme übernimmt. Insbesondere die Frage, warum einige Äußerungen leichter mit einem Kontext brechen können als andere, lässt sich mit Derrida nicht beantworten, der mit seiner Herangehensweise die Betrachtung auf eine rein strukturelle Ebene verschiebt und die symbolische Ordnung der Sprache immanent untersucht.⁴² Damit wird Sprache weniger, wie bei Wittgenstein und Austin, als *soziale* (und damit in Konventionen und institutionalisierte Gepflogenheiten eingebundene) Handlung verstanden, sondern ausschließlich zeichentheoretisch gedeutet. Die Problematik, wie Sprechen und Konventionen zusammenhängen – ein Kernthema Butlers –, lässt sich daher mit Derridas Ansatz allein nicht erfassen. Bevor jedoch ausführlich auf Butlers Derrida-Bezug (Kap. 4.5) eingegangen wird, geht es nun zwar chronologisch einen Schritt nach vorn zu Butler, konzeptuell jedoch einen Schritt zurück, da Butler zu Beginn ihrer Studien noch nicht auf Derrida rekurriert. Im folgenden Abschnitt sollen Butlers Konzeption des Geschlechts als Wiederholung sowie der Wandel der von ihr in diesem Rahmen verwendeten theoretischen Begrifflichkeiten parallel herausgearbeitet werden.

4.2 Performanz des Geschlechts und das Denken der Wiederholung

Am Beginn und im Zentrum von Butlers Arbeit steht ihre Kritik am Begriff des (biologischen) Geschlechts⁴³ sowie am Subjekt des Feminismus. Wenn Judith Butler heute als wohl bekannteste Gendertheoretikerin und häufig als Galionsfigur der feministischen Bewegung selbst erscheint, so darf nicht vergessen werden, dass ihre Position, insbeson-

42 Vgl. Kertscher 2003: 54–57. Siehe dazu dann weiter unten auch Butlers Kritik (Kap. 4.9).

43 Wie im deutschen Sprachgebrauch und in Übersetzungen aus dem Englischen allgemein üblich, steht der Begriff »biologisches Geschlecht« in dieser Arbeit für das englische *sex*. Synonym wird, je nach Kontext, auch »natürliches« oder »anatomisches Geschlecht« verwendet. *Gender* wird dagegen mit »soziales Geschlecht«, »Geschlechterzugehörigkeit« oder »Geschlechtsidentität« wiedergegeben. Steht dagegen nur »Geschlecht«, handelt es sich um die allgemeine, unspezifische Verwendung im alltäglichen Gebrauch oder um einen theoretischen Geschlechtsbegriff vor seiner feministischen bzw. dekonstruktivistischen Kritik. Vgl. Butler 1997a: 335 Fn. 1.

dere zu Beginn, heftige Kontroversen auch innerhalb des Feminismus verursacht hat.⁴⁴ Dafür ist der Stand der feministischen Debatte als Hintergrund einzubeziehen, in den Judith Butler sich mit *Unbehagen der Geschlechter* (engl. 1990) und den um die Publikation dieses Klassikers der Geschlechterforschung herum erschienenen Aufsätzen eingeschrieben hat. Zum einen stellt sich Butler mit ihrem Rekurs auf Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (frz. 1949) und der These, dass die Geschlechterdifferenz historisch und sozial konstituiert wird, gegen die starke differenzfeministische Bewegung. Diese leitet ihre politische Agenda aus einem genuinen und fundamentalen Unterschied zwischen Frauen und Männern ab und beruft sich dabei entweder auf wesensmäßige, biologische Differenzen oder auf die Verschiedenartigkeit von Erfahrungen vor dem Hintergrund gelebter Differenzen. Zum anderen provoziert Butler mit ihrer Einsicht, dass bei der politischen Berufung auf ein Subjekt der »Frauen« Vorsicht geboten ist, wenn dabei nicht reflektiert wird, inwiefern diese Kategorie selbst bereits Ausschlüsse herbeiführt und Zwänge reproduziert. Damit hat sie vielstimmige Vorwürfe hervorgerufen, sie würde Feministinnen ihrer politischen Handlungsfähigkeit berauben.

Ihre Thesen entwickelt Butler in ihrem bekanntesten Buch, *Das Unbehagen der Geschlechter*,⁴⁵ von dem mit Recht gesagt werden kann, dass es sowohl die Geschlechterforschung als auch die politische Bewegung des Feminismus revolutioniert hat, sowie in einigen zeitnah hierzu erschienenen Aufsätzen.⁴⁶ In dem darauf folgenden Buch *Körper von Gewicht* (engl. 1993)⁴⁷ reagiert Butler auf die vielfach geäußerte Kritik an *Unbehagen*, sie hätte darin die Körperlichkeit des Geschlechts vernachlässigt, indem sie ihr Konzept performativer *Materialisierung* erläutert und ausarbeitet (Kap. 4.6.1). Zu beachten ist, dass Butler erst im Verlauf ihrer Arbeit an diesen Publikationen den Performativitätsbegriff mehr und mehr ins Zentrum ihres theoretischen Bezugsrahmens rückt. Sie erfasst mit diesem Konzept dabei gewissermaßen rückwirkend einen

44 Für einen umfassenden Überblick über die amerikanischen und deutschen Debatten um Geschlecht und *gender* sowie Schlüsselbegriffe der Diskussion vgl. Stephan 2006. Zur Kontextualisierung in der amerikanischen Diskussion vgl. Gannon/Davies 2007. Zur Verortung Butlers im feministischen Diskurs vgl. Hauskeller 2000: 34–39.

45 Vgl. Butler 1991.

46 Vgl. Butler 1986, Butler 1987, Butler 2002b, Butler 1993a sowie Butler 1993b. Die »Revolution«, die Butlers Thesen ausgelöst haben, ist sicher am augenfälligsten in der Institutionalisierung von Queer Studies neben und innerhalb der Gender Studies seit den 1990er Jahren, die zu einem Großteil auf die Rezeption von *Unbehagen der Geschlechter* zurückzuführen ist.

47 Vgl. Butler 1997a.

Gedanken, der erstens von Beginn an ihr Denken des Geschlechts geprägt hat, und den sie zweitens zuvor im Rekurs auf andere AutorInnen entwickelt hat. Dabei verändert sich ihre theoretische Position, wenn auch nur im Detail.⁴⁸

Den theoretischen Ausgangspunkt ihrer Arbeit zu Geschlecht bilden die Zurückweisung einer biologischen Fundierung der Geschlechtsidentität und die Erkenntnis, dass die Identität »Frau« eine historisch und kulturell spezifische Hervorbringung ist. Simone de Beauvoirs klassisches Diktum »Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es«⁴⁹, fungiert dabei für Butlers Perspektive – wie für eine Reihe anderer Feministinnen auch – als Brennglas, das eine radikale Dekonstruktion des Verständnisses von Geschlecht entzündet. Bereits in einer ihrer ersten Publikationen von 1986, einem Essay über Beauvoirs *Das andere Geschlecht*, hatte Butler die Identität eines »natürlichen« Geschlechts als Effekt einer unablässigen, aktiven Produktion und als kulturell konstituiert verstanden, ohne jedoch an dieser Stelle schon den Performativitätsbegriff zu verwenden.⁵⁰ Nur wenig später, in ihrem einschlägigen Essay *Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie*,⁵¹ belegt Butler diese fundamentale Einsicht mit dem Konzept der »Performativität«, das sie hier jedoch im Anschluss an phänomenologische Positionen sowie die anthropologische Ritualtheorie Victor Turners entwickelt.⁵² In dieser Verwendung wird das Konzept ihren Standpunkt noch in und bis kurz nach der Veröffentlichung von *Unbehagen* prägen. Ab den 1993 entstandenen Texten *Für ein sorgfältiges Lesen* und *Körper von Gewicht* rekurriert Butler explizit im Anschluss an Austin auf das Performativitätskonzept, dem sie sich allerdings zunächst ausgehend von dessen Rezeption durch Derrida nähert. Eine intensive Auseinandersetzung mit Austin selbst folgt schließlich erst vier Jahre später in *Hass spricht* (engl. 1997) und führt zu einer Verschiebung in Butlers Performativitätsverständnis, die ihre Arbeiten bis heute prägt.⁵³

Ein Grundgedanke Butlers ist jedoch allen theoretischen Rahmungen gemeinsam: Geschlecht ist keine natürliche Gegebenheit, sondern eine beständige, wiederholte Hervorbringung, die sich in einem historischen,

48 Vgl. für einen knappen Abriss Hempfer 2011, dem jedoch ein Fehler in der Darstellung von Butlers Position bezüglich der Konstruiertheit des biologischen Geschlechts unterläuft.

49 Beauvoir 1990: 265.

50 Vgl. Butler 1986.

51 Vgl. Butler 2002b, im Original 1988 erschienen.

52 Für Butlers Verhältnis zur Phänomenologie Merleau-Pontys vgl. kritisch Stoller 2010: 363–414 und 433–442.

53 Vgl. Butler 2009 und Butler 2010.

kulturellen und sozialen Kontext vollzieht. Schon früh bindet Butler die Erzeugung einer kohärenten Geschlechterzugehörigkeit dabei an eine kontinuierliche Produktion in der Zeit, indem sie Geschlecht als »eine Identität, die durch eine *stilisierte Wiederholung von Akten* zustande kommt«⁵⁴, begriff. Die Wiederholung bildet also von Beginn an eine zentrale Kategorie in Butlers Denken. Geschlecht besteht nur insofern und solange es beständig aus- und aufgeführt wird.⁵⁵ Diese Wiederholung wird von Butler nicht allein als sprachliche Hervorbringung verstanden – ein Vorwurf, der häufig gegenüber *Unbehagen* vorgebracht worden ist –, sondern ausdrücklich als »Stilisierung des Körpers«, die »verschiedenartige körperliche Gesten, Bewegungen und Inszenierungen«⁵⁶ umfasst. Wiederholt werden also Akte, die von Körpern aus- und aufgeführt werden, als solche sichtbar sind und wiederum körperlich aufgegriffen werden. Butler spricht daher auch von einer öffentlichen und kollektiven Dimension dieser Handlungen.⁵⁷

Eine fundamentale Einsicht Butlers besteht nun darin, dass diese Akte bereits vor der Wiederholung durch das Subjekt existieren.⁵⁸ Die Handlungen, die das Subjekt vollführt, haben bereits Bestand, sind schon in Aufführung begriffen, bevor sie durch ein konkretes Individuum wiederholt werden, vergleichbar mit dem Text einer Theaterrolle, die auch ohne bestimmte Schauspieler existiert, diese jedoch gleichwohl zu ihrer beständigen Aktualisierung benötigt.⁵⁹ Das Subjekt muss daher selbst als Effekt der wiederholten Akte verstanden werden, nicht als Ursprung einer individuellen Aufführung von Geschlecht. Butler weist folglich auch den soziologischen Begriff der Rolle zurück, da dieser ein Subjekt voraussetzt, das verschiedene Rollen annimmt und gegeneinander austauschen kann.⁶⁰ Eine Wiederholung muss eine existierende Form

54 Butler 2002b: 302.

55 Butler bezieht sich hierbei mit Begriffen wie »dramatisieren« (Butler 2002b: 305) oder »Darbietung« (Butler 1991: 205) durchaus auf ein theatralisches Modell, wobei sie einige Aspekte daran auch kritisiert, s. u.

56 Butler 2002b: 302. Vgl. auch Butler 2006: 286. Mit dem Konzept körperlicher Stilisierung verweist Butler auch explizit auf Michel Foucaults Ausführungen zur »Stilistik der Existenz« in seinem Spätwerk, vgl. Butler 2002b: 305.

57 Vgl. Butler 1991: 206. Zu einer ähnlichen Betonung der Öffentlichkeit und Beobachtbarkeit von Praxis vgl. auch Schmidt/Volbers 2011 und Schmidt 2012.

58 Sie greift damit die zentrale strukturalistische Annahme auf, dass »der Platz den Vorrang hat vor dem, der ihn einnimmt« (Deleuze 1992c: 19), das Subjekt also eine Position einnimmt, die bereits präfiguriert ist.

59 Vgl. Butler 2002b: 312.

60 Vgl. Butler 2002b: 316. Butler lässt das Bild der Theaterrolle daher auch im Verlauf ihrer weiteren Arbeit fallen.

aufgreifen, sich in die bestehende Genealogie von Akten einschreiben, und bestätigt diese dabei zwangsläufig durch ihre Wieder-Aufführung. Jede »Wiederholung ist eine Re-Inszenierung und ein Wieder-Erleben eines bereits gesellschaftlich etablierten Bedeutungskomplexes – und zugleich die mundane, ritualisierte Form seiner Legitimation.«⁶¹ Als wiederholte Ensembles von Akten, die sich auf eine Vergangenheit vor dem Subjekt beziehen, unterliegen die Handlungen einer historischen Möglichkeitsordnung, die dem individuellen Handeln und dem Wollen des Subjekts vorausgeht. In der Geschichte sind sowohl die Modalitäten einer Performanz des Geschlechts als auch ihre Begrenzungen gegeben: Nicht alles ist jederzeit ausführbar. Der Körper ist »immer eine Verkörperung von Möglichkeiten, die durch historische Konventionen sowohl konditioniert wie beschnitten sind.«⁶² Für diese vom Subjekt wiederholten Konventionen gebraucht Butler eine Reihe von Synonymen und versteht sie entweder als »gesellschaftliche Sanktionen und Tabus«⁶³, als »äußerst rigiden regulierenden Rahmen[]«⁶⁴ oder schlicht als »Geschlechternormen«⁶⁵, die sich historisch sedimentiert und verfestigt haben. So geht es im Kern von Butlers theoretischem Programm darum, »den zu einem geschlechtsspezifischen gemachten Körper eher als das Erbe abgelagerter Akte denn als vorherbestimmte und geschlossene Struktur, als Wesen oder natürliches, kulturelles und sprachliches Faktum zu verstehen.«⁶⁶ In dieser Perspektive gewinnen sowohl der einzelne Körper als auch allgemein das historische Verständnis des Körpers durch die Wiederholung und zeitliche Sedimentierung von Akten, die »mit der Zeit erstarren und so den Schein der Substanz bzw. eines natürlichen Schicksals des Seienden hervorbringen«⁶⁷, eine kohärente Geschlechtsidentität. Der Anschein eines essentialistischen Kerns des Geschlechts wird von Butler auf diese Weise radikal in das Außen einer Wiederholung vorgefundener Akte verlagert und Innerlichkeit selbst als Effekt beständiger Wiederholungen begriffen.⁶⁸ Wenn Geschlecht aber nicht als Ausdruck eines inneren Kerns verstanden werden kann – Butler lehnt daher auch den Begriff

61 Butler 1991: 206.

62 Butler 2002b: 305.

63 Butler 2002b: 302.

64 Butler 1991: 60.

65 Butler 2002b: 309 sowie Butler 1991: 207. Butlers spezifischer Rekurs auf den Normbegriff wird weiter unter genauer beleuchtet, s. Kap. 4.7.

66 Butler 2002b: 307.

67 Butler 1991: 60. Vgl. Butler 2002b: 302, 306 und 309.

68 Vgl. Butler 2002b: 307. Dieser Grundgedanke bildet den Kern von Butlers Materialitäts- und Körperverständnis, auf das weiter unten ausführlich eingegangen wird, s. Kap. 4.6.1.

der Expressivität ab –,⁶⁹ dann führt keine sichere Verbindung von dem biologischen Geschlecht zur Geschlechtsidentität. Das biologische Geschlecht als Fundierung des sozialen Geschlechts bildet nicht länger den Garanten einer wahren Geschlechtsidentität und ihrer korrekten Darstellung. Darüber hinaus erscheint es in dieser Perspektive fraglich, ob überhaupt die Vorstellung eines biologischen Geschlechts im herkömmlichen Sinne aufrechterhalten werden kann. Denn Butler stellt bereits vor *Unbehagen* fest, dass es »in der Tat in Begriffen der Kultur nicht möglich [scheint], Geschlecht und Geschlechterzugehörigkeit auseinanderzuhalten.«⁷⁰ Dies führt Butler zu der radikalen Einsicht, mit der ihr Werk vor allem assoziiert wird.

Sex muss genauso wie *gender* als kulturelle Konstruktion verstanden werden, so die provokante und bahnbrechende These von *Unbehagen der Geschlechter*. Daher geht es ausgehend von Butlers dekonstruktiver Perspektive auf das Geschlecht auch nicht um die müßige Suche nach der exakten Grenze zwischen Natur und Kultur, sondern vielmehr um die Frage, wie das biologische Geschlecht als »das radikal Nicht-konstruierte [sic]«⁷¹ erscheinen kann. Sie bezweifelt dabei nicht, dass Körper eine materielle Existenz haben, sondern verschiebt den Gebrauch des Körperbegriffs selbst, wie später noch genauer zu zeigen sein wird (Kap. 4.6.1). In *Unbehagen* rekurriert Butler auf Nietzsches Konzept der »Metaphysik der Substanz«⁷², um die Einheit der Geschlechter-Kohärenz zu beschreiben. Eine Metaphysik der Substanz bildet demnach den Rahmen für eine Ordnung, welche die Trias von anatomischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren umfasst. In ihr stehen *sex*, *gender* sowie das auf eine andere Person gerichtete Begehren in einem Kontinuitätsverhältnis, das sich dadurch auszeichnet, dass das anatomische Geschlecht und das Begehren die Geschlechtsidentität bestimmen. Eine Person *ist* eben genau deshalb eine Frau oder ein Mann, weil sie ein *bestimmtes* anatomisches Geschlecht hat und ein *bestimmtes* Begehren (das wiederum mit einer spezifischen sexuellen Praxis identisch ist) verspürt. Die binäre Ordnung der Geschlechter, wonach sich ein Mann dadurch bestimmt, dass er *keine Frau* ist – und umgekehrt –, und ein heterosexuelles Begehren nach dem jeweils anderen Geschlecht bilden einen Teil dieser fundamentalen »metaphysischen Einheit«.⁷³ Nur

69 Vgl. Butler 2002b: 315 f., Butler 1991: 207 f. und Butler 1997a: 321 sowie Hobuß 2001.

70 Butler 2002b: 309.

71 Butler 1991: 24. Zu Gebrauch und Kritik der *sex/gender*-Unterscheidung in differenztheoretischen, sozialkonstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen der Geschlechterforschung vgl. Wojke 2003.

72 Vgl. Butler 1991: 43.

73 Vgl. Butler 1991: 44–49.

Geschlechtsidentitäten, die der Einheit dieser Trias entsprechen, sind kulturell verständlich und adressierbar, in Butlers Worten: intelligibel. »Intelligible« Geschlechtsidentitäten sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten.«⁷⁴ Die Geschlechter-Kohärenz in Begriffen einer »Metaphysik der Substanz« zu erfassen, bildet ein Element einer übergreifenden Kritik Butlers am Ursprungsdenken sowie einer fundamentalen Neukonzeption des Subjektverständnisses, die ebenfalls einer Lektüre Nietzsches geschuldet sind.

4.3 Subjektkonzeption

Butlers Subjektkonzeption leitet sich von einem Gedanken aus Nietzsches *Genealogie der Moral* ab, worin dieser bestreitet, dass es einen »Täter hinter der Tat« gibt.⁷⁵ Was ist mit dieser Vorstellung – die oftmals fehlinterpretiert worden ist⁷⁶ – gemeint? Wie Butler selbst klarstellt, impliziert die Ablehnung der unkritischen Unterstellung eines Subjektbegriffs nicht, diesen Begriff komplett aufzugeben.⁷⁷ Sie bedeutet vielmehr, das Subjekt nicht als Ursprung von Identität und Handlungsfähigkeit zu setzen, sondern den Konstitutionsprozess des Subjekts selbst zu beleuchten. Dabei geht es darum, mit Nietzsche darauf zu verweisen, »dass sich das bewusste und denkende Subjekt erst herausbilden muss und dass ihm die Geschichte seines Formierungsprozesses nicht vollständig bewusst sein kann.«⁷⁸ Die Kritik richtet sich gegen essentialisierende Annahmen, in denen »die Identitätskategorien als *Ursprung* und *Ursache* bezeichnet werden, obgleich sie in Wirklichkeit *Effekte* von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und diffusen Ursprungsorten sind.«⁷⁹ Das Subjekt ist in dieser Perspektive als Effekt der wiederholten Akte zu verstehen, die es aufgreift und in denen die Möglichkeiten seiner eigenen Konstitution vorgezeichnet sind. In diesem Sinne geht das Subjekt nicht als unhinterfragbare Einheit einer Handlung voraus, sondern wird selbst fragwürdig. Daher wird nicht der Täter an sich, sondern nur seine Position *hinter* der Tat zurückgewiesen. »Denn die Tat wird sie selbst sein und das Erbe der Konventionen, die sie neu verpflichtet, aber

74 Butler 1991: 38.

75 Vgl. Butler 1991: 49 ff. und 209 sowie Butler 1993b: 123–126.

76 Vgl. die Debatte in Benhabib u. a. 1993.

77 Vgl. Butler 1993a: 32 und Butler 2008.

78 Butler 2008: 1305.

79 Butler 1991: 9.

auch der zukünftigen Möglichkeiten, die sie eröffnet; der ›Täter‹ wird das ungewisse Funktionieren der diskursiven Möglichkeiten sein, durch die die Tat funktioniert.«⁸⁰ Der »Ursprung« liegt demnach im Wiederaufnehmen einer immer schon wiederaufgenommenen Handlung, deren Ursprung vorgelagert ist und sich in der Vergangenheit verliert. Erst vor dem Hintergrund der wiederholten Akte, die den kulturellen Rahmen, die historisch kontingente Möglichkeitsordnung bilden, kann sich Subjektivität und (geschlechtlich bestimmte) Identität bilden: Der Täter muss selbst als abhängig von der Wiederholung bestehender Akte begriffen werden. Butler geht sogar noch weiter, wenn sie es auch zurückweist, die Einheit einer »Person« zum Ausgangspunkt einer Analyse zu nehmen, und deren Kohärenz ebenfalls von einer gesellschaftlich konstituierten Intelligibilität ableitet.⁸¹

An dieser Stelle ist es wichtig, mit Butler zu betonen, dass mit der Erkenntnis, dass Subjekte konstituiert sind, nicht die Behauptung einhergeht, sie seien determiniert.⁸² Vielmehr ist die Subjektkonstitution als zeitlicher Prozess zu verstehen, der niemals abgeschlossen ist:

»Das Subjekt ist niemals vollständig konstituiert, sondern wird immer wieder neu unterworfen (*subjected*) und produziert. Dieses Subjekt ist also weder ein Ursprung noch ein bloßes Produkt, sondern die stets vorhandene Möglichkeit eines bestimmten Prozesses der Umdeutung (*resignifying process*), der zwar durch andere Machtmechanismen umgeleitet oder abgebrochen werden kann, jedoch stets die der Macht eignende Möglichkeit selbst darstellt, umgearbeitet zu werden.«⁸³

In der Prozesshaftigkeit der Wiederholung liegt demnach auch eine Unbeständigkeit begründet, die Verschiebungen ermöglicht, allerdings immer auch in Machtverhältnisse eingebunden ist. Der konstituierte Charakter des Subjekts ist demnach kein Hindernis, sondern gerade die Bedingung für dessen Handlungsfähigkeit.⁸⁴ Die Möglichkeiten zur Veränderung von Subjektivität und Identität sind dabei stets von den kulturellen Ordnungen abhängig, die durch das Ensemble wiederholbarer und wiederholter Akte gebildet werden.

80 Butler 1993b: 125.

81 Vgl. Butler 1991: 38. Die Kontinuität einer Person hängt wiederum wesentlich mit dem Geschlecht zusammen, dann sie ist ausschließlich *entweder* als Mann *oder* als Frau erkennbar.

82 Vgl. Butler 1993a: 44.

83 Butler 1993a: 45.

84 Vgl. Butler 1993a: 44.

4.4 Das feministische Subjekt und die politischen Konsequenzen von Butlers Perspektive

Während Butler sich mit ihrem Ansatz klassischen feministischen Positionen anschließt, etwa indem sie »Frau« mit Simone de Beauvoir als historische Kategorie versteht oder das Persönliche als durch gesellschaftliche Strukturen bedingt (und damit als inhärent politisch) fasst, führt sie die feministische Theoriebildung auch radikal über bestehende Ansätze hinaus. So ist *Unbehagen* als Auseinandersetzung mit fundamentalen Prämissen des Feminismus selbst angelegt und in der feministischen Rezeption auf teils vehemente Kritik gestoßen. Butlers Ziel ist es dabei von Anfang an gewesen zu zeigen, »wie die Kategorie ›Frau(en)«, das Subjekt des Feminismus, gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt wird, mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll.«⁸⁵ Dabei ist es jedoch keinesfalls Butlers Ziel, die politischen Möglichkeiten von Handlungsfähigkeit zu beschränken, sondern gerade, diese kritisch zu reflektieren. Zum einen weist sie darauf hin, dass eine Berufung auf das Subjekt »Frau« durchaus einen strategischen Nutzen für eine politische Bewegung haben kann.⁸⁶ Es geht ihr daher nicht darum, den Gebrauch dieses Begriffs pauschal abzulehnen. Zum anderen erlaubt es die dekonstruktive Verschiebung, die Butler in die feministische Theorie einführt, Aspekte zu beleuchten, die vorher einer kritischen Reflektion nicht zugänglich waren. So ist erst mit Butlers Perspektive die Frage möglich, was am Gebrauch der Kategorie »Frau« selbst bereits unterdrückend und ausschließend ist. Wird »Frauen« ein universeller Gehalt unterstellt, der als geteilte Identität die Garantie für Solidarität und das Fundament einer politischen Bewegung bilden soll, so fürchtet Butler um den Ausschluss von Positionen – farbige Frauen etwa und Frauen, die nicht Mütter sein wollen oder können –, die dadurch nicht repräsentiert werden, sodass die Bewegung durch diese Identitätsunterstellung eher fragmentiert als zusammengehalten wird.⁸⁷ Es gilt daher, »Frauen« als Subjekt des Feminismus selbst kritisch zu hinterfragen und die »Offenheit und Umdeutbarkeit« dieser Kategorie als »grund-losen Grund der feministischen Theorie sogar [zu] bejahen«⁸⁸. In diesem Zuge erscheint Butler auch die Berufung auf eine spezifisch weibliche Erfahrung, wie sie dem Differenzfeminismus

85 Butler 1991: 17.

86 Vgl. Butler 1993a: 48 sowie Butler 1997a: 54 und 314. Sie verweist in diesem Zusammenhang auch auf die Positionen von Julia Kristeva und Gayatri Spivak, vgl. Butler 2002b: 317 f.

87 Vgl. Butler 1993a: 48 f.

88 Butler 1993a: 50. Vgl. auch Butler 1991: 15–22.

zugrunde liegt, problematisch.⁸⁹ Ein wichtiger emanzipativer Aspekt von Butlers Theorie ist außerdem die Zurückweisung einer Form von Gewalt, die eine falsche Darstellung von Geschlecht sozial sanktioniert. »Seine Geschlechterzugehörigkeit falsch performieren führt zu einer ganzen Reihe von indirekten und offenen Strafen, und sie gut performieren bietet die beruhigende Gewißheit, daß es schließlich doch eine essentielle Geschlechteridentität gibt.«⁹⁰ Wenn allerdings kein substantieller Kern des Geschlechts existiert, dann gibt es weder wahre noch verzerrende Darstellungen von Geschlechtsidentität und folglich keinen Ansatzpunkt für eine sanktionierende Gewalt. Schließlich, und dies bildet die wohl bedeutsamste und auch bekannteste politische Forderung Butlers, ermöglicht ein Geschlechtskonzept, das auf performativer Wiederholung basiert, eine subversive Verschiebung nicht nur der Geschlechtsidentität sondern auch des Geschlechts selbst durch die verändernde Kraft der Wiederholung. Ausgehend von Butlers Perspektive lässt sich also nicht einfach nur die »Rolle der Frau«, sondern grundlegender das Verständnis, was »Frau« *ist* – oder allgemein, was Geschlecht *ist* – politisch verschieben. Im Folgenden wird nun ausgeführt, wie Butler den Performativitätsbegriff im Verlauf ihrer weiteren Arbeit mit Derridas Konzept der Iterabilität verbindet.

4.5 Iterabilität und Subversion

In den ungefähr zeitgleich entstandenen Texten *Für ein sorgfältiges Lesen und Körper von Gewicht* erwähnt Butler zum ersten Mal im Zusammenhang mit dem Performativitätsbegriff, den sie zuvor im Anschluss an die Phänomenologie sowie die Ritualtheorie verwendet hatte, explizit John L. Austin, rezipiert das Konzept jedoch vor allem über Derridas Austin-Lektüre.⁹¹ Das Konzept der Performativität bezeichnet für Butler – und hier klingt nun in ihrer Formulierung bereits stärker als bisher Austin an – eine wirklichkeitssetzende Kraft: »Eine performative Handlung ist eine solche, die das, was sie benennt, hervorruft oder in Szene setzt und so die konstitutive oder produktive Macht der Rede unterstreicht.«⁹² Butlers bisherige Formulierung einer »stilisierten Wiederholung von Akten« wird nun mit Derridas Konzept der »Iterabilität« verbunden. Der performative Akt gelingt, weil er sich auf sprachliche Konventionen beruft, die funktioniert haben und die er zitiert. Die wirklichkeitssetzende Kraft des Performativs verdankt sich, so formu-

89 Vgl. Butler 2002b: 319 f.

90 Butler 2002b: 316.

91 Vgl. Butler 1993b: 123 und Butler 1997a: 36 f.

92 Butler 1993b: 123 f.

liert Butler nun im Anschluss an Derrida, »Konventionen, die ihre Kraft durch *sedimentierte Wiederholbarkeit* gewonnen haben.«⁹³ Butlers theoretischer Fokus verschiebt sich mit Derrida von der Wiederholung auf die *Wiederholbarkeit* und damit auf die Zitathaftigkeit der aufgerufenen Akte, mit allen Konsequenzen, die Derrida im Rahmen seiner Diskussion der Iterabilität herausgearbeitet hat. Wie Derrida verweist Butler darauf, dass die Intention als Kategorie nicht verabschiedet wird, sondern ihr lediglich der Status als Ursprung und Bedeutungsgarantie abgesprochen wird.⁹⁴ Die Wiederholbarkeit der Akte geht dem Subjekt und seinen Intentionen vielmehr konstitutiv voraus; die Handlungsfähigkeit, die den Anschein eines »Täters hinter der Tat« erweckt, muss selbst als Effekt der performativen Äußerungen verstanden werden.⁹⁵ Das Subjekt konstituiert sich performativ in einem zeitlichen Prozess beständiger Wiederholung, dessen Element »Veränderung und Alternation«⁹⁶ sind. Mit Derridas Konzept der Iterabilität gelangt Butler nun zu einem Verständnis von Zitathaftigkeit, das die Transformation des Wiederholten in der Wiederholung einbezieht.

Der theoretische Anschluss an Derrida steht im Kontext mit Butlers Verständnis von Resignifikation und parodistischer Subversion, das sie bereits am Schluss von *Unbehagen* dargelegt hatte. Als paradigmatisches Beispiel für die subversive Verschiebung von Geschlechtsidentität diskutiert Butler dort die Travestie bzw. *Drag-Performance* als Form einer »Geschlechter-Parodie«.⁹⁷ Die Darstellung eines »falschen« Geschlechts ist dabei nicht als Imitation eines vorgängigen Originals zu verstehen, sondern vielmehr als eine »Imitation ohne Original«⁹⁸, als ein Zitat, das – mit Derrida – gerade aufgrund der Zitathaftigkeit des Aktes selbst und daher ohne Absicherung durch einen mythischen Ursprung Bestand hat. Mehr noch, offenbart die Geschlechter-Parodie Butler zufolge gerade »implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solcher«⁹⁹ und führt infolgedessen auch ihre Kontingenz vor Augen. So wird ausgehend von der Travestie auch die Zitathaftigkeit der alltäglichen Geschlechtlichkeit verständlich. Die *Drag-Performance*

93 Butler 1993b: 124.

94 Vgl. Butler 1993b: 124. Butler verweist hier auf Derridas Perspektive, in der »die Kategorie der Intention nicht verschwinden [wird], sie wird ihren Platz haben, aber von diesem Platz aus wird sie nicht mehr den ganzen Schauplatz und das ganze System der Äußerung beherrschen können.« (Derrida 1999: 346)

95 Vgl. Butler 1993b: 124.

96 Butler 1993b: 123.

97 Vgl. Butler 1991: 203. Vgl. auch Reckwitz 2008a: 91.

98 Butler 1991: 203. Vgl. auch Butler 2009: 332 f.

99 Butler 1991: 202, Hervorh. getilgt

zeigt, »daß das Original nichts anderes als eine Parodie der Idee des Natürlichen und Ursprünglichen ist.«¹⁰⁰ Die Imitation, die daher grundlegend den Begriff des Originals selbst in Zweifel zieht, kann daher auch im Anschluss an Fredric Jameson als Pastiche verstanden werden.¹⁰¹ Das Pastiche, indem es die Integrität des Originals selbst fragwürdig werden lässt und dessen Konstruktionscharakter aufweist, kann auf diese Weise den Effekt einer De-Naturalisierung des vermeintlich Natürlichen auslösen, der politisch wirksam werden kann. In diesem Sinne sieht sie in der Gender-Parodie eine Chance, dass Akte, die »eindeutig zur hegemonialen frauenverachtenden Kultur gehören, [...] durch ihre parodistische Re-Kontextualisierung entnaturalisiert und in Bewegung gebracht«¹⁰² werden.

An Butlers Darstellung der theoretischen und politischen Aspekte der Travestie haben sich eine Reihe von Missverständnissen und Fehlinterpretationen angeschlossen, sodass sie das Thema in *Körper von Gewicht* erneut aufgreift. Dabei hatte sie bereits in *Unbehagen* eindeutig festgestellt, dass eine parodistische Wiederholung allein noch keine *Garantie* für Subversion ist: »Die Parodie an sich ist nicht subversiv.«¹⁰³ Ob mit der Parodie auch eine Verschiebung einhergeht, hängt stets vom Kontext und von der entsprechenden Rezeption ab. So ist immer danach zu fragen, wann eine Parodie wirklich verstörend ist und wann sie nur die bestehende Hegemonie bestätigt.¹⁰⁴ In *Körper von Gewicht* präzisiert sie am Beispiel der Aneignung des vormals verletzenden Begriffes »queer«, dass die theatralische Überhöhung einer Wiederholung für eine subversive Verschiebung entscheidend sein kann, indem »sie die diskursive Konvention *nachahmt und übertreibt*, die sie zudem auch *umkehrt*. Die übertriebene Geste ist entscheidend für die Bloßstellung des homosexuellenfeindlichen ›Gesetzes‹, das die Begriffe seiner eigenen verwerflich machenden Strategien nicht mehr kontrollieren kann.«¹⁰⁵ Die Theatralität der politischen Strategien performativer Resignifikation darf jedoch nicht mit Selbstentfaltung oder Eigenschöpfung verwechselt werden.¹⁰⁶ Gender-Parodie ist kein Modell selbstbestimmter Stilisierung des eigenen Seins, da die wiederholten Akte eine Geschichte haben, welche die Grundlage für die Möglichkeiten ihrer Wiederholung bildet.¹⁰⁷ Stets geht es Butler darum, dass die Wiederholung keine freie

100 Butler 1991: 58.

101 Vgl. Butler 1991: 203 f.

102 Butler 1991: 203.

103 Butler 1991: 204.

104 Vgl. Butler 1991: 204.

105 Butler 1997a: 319.

106 Vgl. Butler 1997a: 319.

107 Vgl. Butler 1991: 205.

Wahl darstellt, sondern sich immer auf bereits bestehende Normen berufen muss und daher fundamental in Machtverhältnisse eingebunden ist.¹⁰⁸ Dies heißt jedoch nicht, dass das Subjekt vollständig determiniert wäre. Allerdings ist Handlungsfähigkeit immer im Zusammenhang mit und ausgehend von den Normen, die wiederholt werden müssen, zu verstehen und »in der Möglichkeit anzusiedeln, diese Wiederholung zu variieren.«¹⁰⁹ Das »Paradox der Subjektivierung« besteht demnach gerade darin, dass es keine Subversion einer Norm geben kann, ohne von dieser Norm selbst subjektiviert zu werden. Das Subjekt ist daher stets von den Normen abhängig, auch wenn es versucht, die Subjektivierung durch diese Normen zurückzuweisen.¹¹⁰

Doch ist die Wiederholung dieser Normen Butler zufolge stets konstitutiv mit Abweichungen und Fehlaneignungen verbunden. So zeigt sich an der Gender-Parodie besonders deutlich, dass die Geschlechternormen »niemals vollständig verinnerlicht werden« können; sie haben »letztlich phantasmatischen Charakter und lassen sich nicht verkörpern.«¹¹¹ Dies betrifft jedoch nicht nur die Travestie. Das »Scheitern, ›real‹ zu werden und das ›Natürliche‹ zu verkörpern, [ist Butlers, HS] Ansicht nach eine konstitutive Verfehlung *aller* Inszenierungen der Geschlechtsidentität, weil diese ontologischen Orte grundsätzlich unbewohnbar sind.«¹¹² Die Aneignung der Geschlechternormen ist daher mit einer konstitutiven Verfehlung verbunden, die grundsätzlich jede performative Wiederholung identitätsstiftender Akte kennzeichnet. Butlers Verständnis der Zitathaftigkeit von Geschlecht ist daher eine Aufforderung, die »Möglichkeiten zur Veränderung der Geschlechtsidentität [...] gerade in dieser arbiträren Beziehung zwischen den Akten zu sehen, d.h. in der Möglichkeit, die Wiederholung zu verfehlen bzw. in einer De-Formation oder parodistischen Wiederholung, die den phantasmatischen Identitätseffekt als eine politisch schwache Konstellation entlarvt.«¹¹³ Die politische Frage besteht daher nicht darin, ob, sondern wie die Geschlechternormen wiederholt und verschoben werden können.¹¹⁴

108 Zur Diskussion von Butlers Normbegriff s. u. Kap. 4.7.

109 Butler 1991: 213. Vgl. auch Butler 1993b: 125.

110 Vgl. Butler 2006: 285. Daher wählt Butler auch den Begriff der »Subversion« anstelle von »Widerstand«: »*Subversion* was the preferred term because it communicates something of the mire from which political agency emerges, and *resistance* tends to convey the purity and oppositional character of a stance.« (Butler 2006: 285).

111 Butler 1991: 207.

112 Butler 1991: 215.

113 Butler 1991: 207.

114 Vgl. Butler 1991: 217. Butlers politisches Interesse an der subversiven Verschiebung von Normen lässt sich dabei Andreas Reckwitz zufolge im Kontext eines kulturellen Modells der Selbstüberschreitung verorten,

Aufgrund der fundamentalen Verwicklung in die Normen, die Subjektivität konstituieren, bleibt allerdings politisch nichts anderes übrig, als die »Gepflogenheiten, die uns bedingen, durchzuarbeiten.«¹¹⁵ Nicht nur Butlers Verständnis von Geschlecht, sondern auch ihre Auffassung politischer Handlungsmöglichkeiten folgt also aus ihrem Konzept von Performativität und ihrer Auseinandersetzung mit Derridas Austin-Lektüre. Auch ihr Begriff von Materialität und Körperlichkeit ist fundamental mit dem Verweis auf die Wiederholung wirklichkeitssetzender Akte verbunden. In den folgenden Abschnitten soll nun Butlers Körperverständnis diskutiert werden, das sie im Rekurs auf unterschiedliche theoretische Positionen entwickelt.

4.6 Die Konzeption des Körpers

Butlers Verständnis des Körpers in *Unbehagen* wird vom Modell kultureller Konstruktion bestimmt. Ihr Ziel ist es, theoretisch »die Vorstellung von ›dem Körper‹ [zu] hinterfragen, der ein Konstrukt fragwürdiger Allgemeinheit ist, solange er als passiv und dem Diskurs vorgängig vorgestellt wird.«¹¹⁶ Der Körper soll dabei nicht als vorkulturelle Größe verstanden werden, die unabhängig von einer sprachlichen Bezeichnung existiert. Ihre Position entwickelt Butler aus einer Kritik an Foucaults Konzeption von Disziplinierung, die um die Metapher der »Einschreibung« organisiert ist. Mit dem viel zitierten, in einer Kafka-Erzählung entwickelten Bild einer Maschine, die einen Gesetzestext auf den Körper eines Gefangenen tätowiert und diesen dabei letztlich tötet,¹¹⁷ wird nach Butler hier ein der Einschreibung vorgängiger Körper vorausgesetzt, der durch diese unterworfen und zerstört wird. Während Kultur und Geschichte als Schrift vorgestellt werden, nimmt der Körper dabei die Rolle eines Mediums ein, das der Kultur vorgängig erscheint. Dieses Verhältnis, das Foucault nach Butlers Lesart der Genealogie zugrunde legt, bleibt daher Butler zufolge grundsätzlich von der genealogischen Perspektive ausgeschlossen und wird selbst keiner Historisierung unterzogen.¹¹⁸ Sie fragt dagegen, wie sich ein Verständnis des Körpers entwickeln lässt, in dem die Vorstellung einer vorkulturellen Basis fundamental abgelehnt wird, und bezieht sich auf

das von der ästhetischen Avantgarde etabliert worden ist, vgl. Reckwitz 2004b: 50f.

115 Butler 1993b: 126.

116 Butler 1991: 191.

117 Vgl. Butler 1991: 192.

118 Vgl. Butler 1991: 192f. Zur Relativierung von Butlers Kritik an Foucault s. u. Kap. 6.2.1.3.

die Anthropologin Mary Douglas, die den Körper und dessen Umriss als Effekt einer Markierung begreift. Butlers Lesart zufolge lassen sich Körpergrenzen als kulturelle Setzungen verstehen, die »auf festgelegten Stellen der Körperdurchlässigkeit und Undurchlässigkeit«¹¹⁹ beruhen. Die Stabilität der Grenzziehung zwischen Innen und Außen wird dabei fundamental durch kulturelle Ordnungen bestimmt. Erst in Folge einer Bezeichnungspraxis entsteht die Illusion, dass das, was bezeichnet wird, bereits vorher existiert hat. Die diskursive Kategorie des Geschlechts, so formuliert Butler an anderer Stelle präziser, »produziert und reguliert die *Intelligibilität* der *Materialität* von Körpern.«¹²⁰ Im Anschluss an Julia Kristevas Begriff des *abjects* ließe sich dann Foucaults Theorie weiter radikalisieren und die Dekonstruktion des Verweisungszusammenhangs zwischen biologischem und sozialem Geschlecht auf die fundierende kulturelle Markierung von Körpergrenzen beziehen. In dieser Perspektive ist der Körper »kein ›Seiendes‹ [...], sondern eine variable Begrenzung, eine Oberfläche, deren Durchlässigkeit politisch reguliert ist, eine Bezeichnungspraxis in einem kulturellen Feld der Geschlechter-Hierarchie und der Zwangsheterosexualität«¹²¹. Der Anschein einer wesenhaften, inneren Substanz ist demnach ein Effekt, der in einem Außen diskursiv hervorgebracht wird.

Politisch ist die Auffassung des Körpers als Oberfläche von dem Interesse getragen, die Vorstellung einer »Innenwelt« des Subjekts radikal zu hinterfragen, um die essentialistische Konzeption einer durch einen »inneren Kern« fixierten Geschlechtsidentität zurückzuweisen. Anstatt die Metapher der Verinnerlichung unhinterfragt zu verwenden ist vielmehr zu analysieren, welche strategische Funktion der Innen/Außen-Dualismus im Rahmen einer diskursiven Absicherung der Geschlechter-Kohärenz erfüllt.¹²² Butlers Verständnis von Geschlecht als Effekt einer beständigen Wiederholung von Akten kulminiert dann in der Position, dem Körper keinen ontologischen Status außerhalb einer performativen Hervorbringung zuzugestehen: »Daß der geschlechtlich bestimmte Körper performativ ist, weist darauf hin, daß er keinen ontologischen Status über die verschiedenen Akte, die seine Realität bilden, hinaus besitzt.«¹²³ Diese Position hat Butler den Vorwurf des Idealismus eingebracht und eine Reihe bekannter Einwände hervorgerufen, die nach dem Erscheinen von *Unbehagen der Geschlechter* die Rezeption von Butlers Thesen und die feministische Diskussion bestimmt haben.¹²⁴

119 Butler 1991: 195.

120 Butler 1993a: 53. Vgl. dazu Krasmann 1995: 252 f.

121 Butler 1991: 204.

122 Vgl. Butler 1991: 197 f.

123 Butler 1991: 200. Vgl. auch Butler 1993a: 52.

124 Vgl. nur Duden 1993, Landweer 1993 und Annuß 1996.

Als Folge der Kritik sieht sich Butler dazu veranlasst, in *Körper von Gewicht* insbesondere ihre Position zu Materialität und Körperlichkeit erneut zu diskutieren und zu reformulieren.

4.6.1 Performative Materialisierung

Zu Beginn des Buches *Körper von Gewicht* greift Butler den Konstruktionsbegriff auf und wendet sich gegen zwei Verständnisse, die mit »Konstruktion« entweder eine Determination des Subjekts oder eine Personifikation von Macht als handelnder Entität identifizieren. Vielmehr bildet die Wiederholung für Butler selbst den Hintergrund, auf dem Subjektivität und Handlungsfähigkeit erst erscheinen können: »[D]ie Konstruktion ist weder ein Subjekt noch dessen Handlung, sondern ein Prozeß ständigen Wiederholens, durch den sowohl ›Subjekte‹ wie ›Handlungen‹ überhaupt erst in Erscheinung treten. Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist.«¹²⁵ Im Anschluss an Derrida wird Macht dabei als eine zwischen Kontinuität und Verschiebung changierende Wiederholung begriffen, die konstitutiv für die Hervorbringung von Identität und Handlungsfähigkeit ist. In diesem Sinne reformuliert Butler auch ihren Materialitätsbegriff als Effekt einer prozesshaften Wiederholung. Sie betont an anderer Stelle, »daß die Optionen der Theorie nicht dadurch erschöpft sind, daß man die Materialität entweder voraussetzt oder verneint. [Ihre, HS] Absicht ist gerade, keins von beiden zu tun.«¹²⁶ Vielmehr sollen die Begriffe »Materialität« und »Körper« einer dekonstruktiven Kritik unterzogen werden, indem Butler diese weiterhin verwendet, ihre Bedeutung jedoch verschiebt. In diesem Sinne schlägt sie eine »Rückkehr zum Begriff der Materie [vor, HS], jedoch nicht als Ort oder Oberfläche vorgestellt, sondern als ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen.«¹²⁷ Dieses dekonstruktive Verständnis von Materialität ermöglicht es Butler zufolge nun, den Begriff weiter zu verwenden, dabei jedoch kritisch zu reflektieren, dass der Gebrauch des Materialitätskonzepts stets mit konstitutiven Ausschlüssen verbunden ist, dass also bereits auf der Ebene des Verständnisses von »Materialität« Positionen als nicht repräsentierbar ausgeschlossen werden.¹²⁸

125 Butler 1997a: 32. Vgl. auch Butler 1997a: 259 f.

126 Butler 1993a: 52. Vgl. auch Butler 1997a: 56.

127 Butler 1997a: 32, Hervorh. getilgt.

128 Vgl. Butler 1997a: 54 f. Butlers mit diesem Verständnis einer »Gewalt der Markierung« verbundene politische Hoffnung ist, dass »wir vielleicht bestimmte Formen von Gewalt als durchgängiger, konstitutiver

Wird Materialität dagegen als Effekt eines Wiederholungsprozesses konzipiert, so ist Instabilität konstitutiv eingeschlossen. Aufgrund der Zeitlichkeit der Wiederholung wird die Kohärenz des biologischen Geschlechts nicht nur hervorgebracht und naturalisiert, sondern auch destabilisiert, da mit Derrida in der Iterabilität wiederholbarer Akte auch ihre Transformierbarkeit begründet liegt. So »tun sich in diesen ständigen Wiederholungen auch Brüche und feine Risse auf als die konstitutiven Instabilitäten in solchen Konstruktionen, dasjenige, was der Norm entgeht oder über sie hinauschießt, was von der wiederholenden Bearbeitung durch die Norm nicht vollständig definiert und festgelegt werden kann.«¹²⁹

Kommt Butlers Position, wonach Materie als ein Prozess der Materialisierung begriffen werden muss, der in der Zeit verläuft und einen Effekt der Stabilität hervorbringt, gleichzeitig jedoch auch konstitutiv von Rissen und Instabilität bedroht ist, einer konstruktivistischen Perspektive gleich? Inwiefern wird der Körper sprachlich hervorgebracht? In *Körper von Gewicht* entwickelt Butler ein chiasmatisches Verständnis des Verhältnisses von Sprache und Materialität, das den Mittelpunkt ihrer weiteren Arbeit zu dieser Thematik bilden wird, um den herum Butler – wie später noch genauer auszuführen ist (Kap. 4.6.2 und 4.6.3) – eine Reihe anderer theoretischer Ansätze gruppiert, die diese Position teilweise ergänzen, weiter entwickeln oder verdoppeln. Sie geht von einer fundamentalen Verschränkung von Sprachlichkeit und Materialität aus, ohne die beiden Begriffe in einander aufzulösen: »Sprache und Materialität sind gänzlich miteinander verfugt, chiasmatisch in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit, aber nie völlig zur Deckung zu bringen, beziehungsweise aufeinander zu reduzieren; trotzdem geht auch keines von beiden jemals vollständig über das andere hinaus.«¹³⁰ Die Immanenz von Sprache und Materialität lässt sich daher weder als Differenz noch als Identität angemessen begreifen.¹³¹ Diese »Unablösbarkeit von Materialität und Signifikation«¹³² beschäftigt Butler in vielen ihrer weiteren Überlegungen und liegt auch der Auswahl ihrer anderen theoretischen Anschlussstellen zugrunde.

und hinterhältiger begreifen [können], als es uns frühere Modelle zu denken erlaubten« (Butler 1993a: 53).

129 Butler 1997a: 32 f.

130 Butler 1997a: 105.

131 Mit der Immanenz von Sprache und Materialität greift Butler eine Figur von Michel Foucaults Denken auf, wonach das Verhältnis von Macht und Wissen durch dieselbe Beziehungsform gekennzeichnet ist, die weder in eine Identität noch in eine grundlegenden Differenz auflösbar ist (Kap. 3.2.3). Butler selbst gebraucht den Begriff »Immanenz« jedoch nicht.

132 Butler 1997a: 57.

Butlers große theoretische Sorge, die mit ihrer anti-essentialistischen Dekonstruktion des biologischen Geschlechts und ihrer politischen Zurückweisung der mit diesem Konzept verbundenen normativen Zwänge einhergeht, besteht darin, dass die Materialität des Körpers als selbstverständlich und unhinterfragt vorausgesetzt wird.¹³³ Daher gibt sie ihrem Verweis auf die historische Kontingenz und Wandelbarkeit des Materialitätsverständnisses selbst so einen entschiedenen Nachdruck. Der Körper kann für Butler kein vorkultureller Anknüpfungspunkt einer politischen Praxis sein, mehr noch, sie warnt vor den Konsequenzen, die eine Argumentation birgt, die um eine naive Materialitätsvorstellung zentriert ist und in der die Machtrelationen, die bereits in der *Definition* von Materialität selbst wirksam sind, zwangsläufig verkannt werden. Daher stellt sie klar, dass eine Rückkehr zu einem vermeintlich sicheren Materialitätskonzept nicht nur politisch, sondern auch logisch unmöglich ist, da Körper außerhalb von Sprache nicht denkbar sind. Nicht nur das biologische Geschlecht, sondern bereits das binäre Denken in zwei separierten Geschlechtern, ja sogar die Grenzen des Körpers selbst entspringen ihrer Überzeugung nach einer sprachlichen Praxis.¹³⁴ Eine reine Erkenntnis des vorkulturellen Körpers bleibt fundamental versperrt. Denn noch die Setzung eines solchen Körpers erfolgt in der Sprache, und noch die Referenz auf einen solchen Körper ist somit stets in Sprache verwickelt.¹³⁵

Dennoch, und das ist vor allem eine Reaktion auf hartnäckige Einwürfe seitens Butlers KritikerInnen, will sie Körper nicht auf linguistische Effekte reduzieren. Auch hierzu finden sich, wenn auch spärlicher, eine Reihe deutlicher Formulierungen. So wendet sie sich explizit gegen die Unterstellung, dass ihrer Auffassung nach Körper durch Sprechakte »produziert« würden – zumindest in einem bestimmten Sinne: »How would that exactly work? Does someone *say*, ›let there be this new body there‹ and then a new body arrives in the world? No, there are several convergent factors, including felicitous reproductive methods, that ›produce‹ a human body, any body.«¹³⁶ Ein neuer Körper wird also nicht einfach durch eine sprachliche Operation in die Welt gesetzt – Butlers KritikerInnen können aufatmen, eine Zwangsjacke wird nicht benötigt. Doch wie kann Butler dieses »Zugeständnis« mit ihrer Überzeugung von der performativen Konstruktion des Körpers verbinden? Indem sie die Perspektive umkehrt und auf die Materialität der Sprache selbst aufmerksam macht. Diesen Gedanken, mit dem auch eine Kritik an Derridas Verständnis des Sprechakts verbunden ist, entwickelt

133 Vgl. Butler 1997a: 105.

134 Vgl. Butler 1997b: 4 und Butler 2006: 284.

135 Vgl. Butler 1997a: 57 und 103.

136 Butler 2006: 286f.

sie im Anschluss an Shoshana Felmans Lektüre von Austins *How to Do Things With Words*.¹³⁷ Derridas von der Schriftlichkeit ausgehende Konzeption des Sprechaktes, aus der er den für Butlers Theorie eminent wichtigen Begriff der Iterabilität entwickelt, vergisst etwas, das Felman zufolge fundamental zu berücksichtigen ist: die Körperlichkeit des Sprechaktes. Der Körper steht nicht außerhalb der Sprache, sondern bildet vielmehr ihre Voraussetzung. In diesem Kontext bezeichnet Butler den Körper als »organic condition« bzw. »organic basis«¹³⁸ des Sprechaktes. Im Rekurs auf Felman verweist sie darauf, dass Sprechen nicht unabhängig von Körpern zu denken ist, die am Sprechakt irreduzibel beteiligt sind und diesem Aspekte von Körperlichkeit aufprägen. In diesem Sinne lässt sich auch von der Performativität sagen, dass sie »at once a bodily act and a speech act«¹³⁹ ist. Mit dem Verweis auf das Organische wird das psychoanalytische Konzept des Unbewussten in die Konzeption des Sprechaktes eingebunden.¹⁴⁰ »The body functions here in at least two ways. First, it is the ineluctable vehicle for the performance of the speech act, considered as a verbalization. Second, the body is sexuality, understood not as an ›intentional‹ disposition, but as unconscious fantasy structuring bodily desire.«¹⁴¹ Die Perspektive auf unbewusste Aspekte, die aufgrund der Körperlichkeit des Sprechens von Sprechakten mittransportiert werden und die Intentionen der Sprecherin durchkreuzen können, zieht ein Verständnis der Sprecherposition als souveränem und kontrolliertem Ursprung einer Äußerung radikal in Zweifel. Der Sprechakt ist kein transparentes Transportmittel von Informationen, da er sich aufgrund seiner körperlichen Verfasstheit nicht auf eine bewusste Intention reduzieren lässt. Mit der Verbindung von Sprechakt und Körper fordert Felman, so Butler, ein metaphysisches Denken in Dichotomien heraus und lässt die Trennung zwischen dem Mentalen und dem Psychischen sowie zwischen Materie und Sprache zusammenbrechen.¹⁴² Indem diese Perspektive auf die fundamentale Bedeutung des Unbewussten verweist, führt sie einen Aspekt von Körperlichkeit an, der stets über linguistische Effekte hinausgeht. Neben ihrer Auseinandersetzung mit Felman versucht Butler, sich über Pierre Bourdieus Theorie der Praxis einem nichtlinguistischen Verständnis von Körperlichkeit zu nähern.

137 Vgl. Felman 2002 sowie dazu auch Rolf 2009: 201–212.

138 Butler 2002a: 115 und 118.

139 Butler 2006: 286. Vgl. auch Butler 2009: 277 f. und 318.

140 Zur ausführlichen Diskussion von Butlers Rekurs auf die Psychoanalyse s. Kap. 4.6.3. Vgl. dazu auch kritisch Rothenberg 2006.

141 Butler 2002a: 118 f. Vgl. auch Butler 2009: 319.

142 Vgl. Butler 2002a: 122 f.

4.6.2 Körperwissen (mit Bourdieu)

Parallel zu ihrem Rekurs auf Felman diskutiert Butler in einigen weniger prominenten Bemerkungen Pierre Bourdieus Praxistheorie, der sie eine Reihe positiver Aspekte abgewinnen kann. Ihre im Anschluss an Felman entwickelte These von der Körperlichkeit des Sprechaktes lässt sich dabei in Begriffen von Bourdieus Habituskonzept reformulieren, das sie als eine »Theorie des Körperwissens«¹⁴³ versteht. In Butlers Verständnis stellt der Habitus »eine stillschweigende Form von Performativität dar, eine Zitatenkette, die auf der Ebene des Körpers gelebt und geglaubt wird.«¹⁴⁴ Auf diese Weise verbindet Butler Bourdieus Sozialtheorie mit der Sprechakttheorie, um mit dem Habituskonzept den körperlichen Aspekt von Sprechakten noch einmal in anderen Begriffen erfassen, nämlich als nichtbewusstes, unhinterfragtes Know-how-Wissen, das körperlich lokalisiert ist. Der Körper kann entsprechend, wie Butler herausstellt, mit Bourdieu auch als »sedimented ritual activity«¹⁴⁵ begriffen werden.

Im Rahmen einer Diskussion Louis Althussters hatte Butler bereits zuvor in einer Fußnote auf die fundamentale Bedeutung verwiesen, die Bourdieu einem nichtbewussten Glauben zuschreibt. Butler hebt an dieser Stelle positiv hervor, dass Bourdieu mit dem Habitusbegriff die spezifische Rolle eines körperlich in Praktiken und nichtbewusster Erkenntnis lokalisierten praktischen Sinns anerkennt. Sie verknüpft Bourdieus Überlegungen wiederum mit dem Ideologiekonzept Althussters.¹⁴⁶ In ihrer Diskussion Althussters erarbeitet Butler ausführlich dessen Verständnis von Subjektivierung als Annahme von Fähigkeiten (»skills«), von denen eine grundlegende die erlernte Beherrschung der Sprache ist.¹⁴⁷ Zwei Aspekte seiner Konzeption erscheinen ihr dabei besonders anschlussfähig. Zum einen Althussters These, dass die Beherrschung der Sprache mit Unterwerfung verbunden ist, zum anderen, dass Subjektivität nicht der Annahme von Fähigkeiten vorausgeht. Die Reproduktion sozialer Beziehungen wird von Althusster grundlegend als Reproduktion sozialer Fähigkeiten oder Fertigkeiten gefasst. Da die sozialen Beziehungen vor den Subjekten existieren, müssen auch die Fertigkeiten als

143 Butler 1998: 216.

144 Butler 1998: 219.

145 Butler 1999b: 115. Insofern greift der von feministischer Seite vorgebrachte Vorwurf, Butler vernachlässige grundsätzlich die körperliche Macht der Gewohnheit (Hilmer 2003), zu kurz – wenn auch eine systematische Ausarbeitung dieser Dimension in Butlers Ansatz bislang fehlt.

146 Vgl. Butler 1995: 17 Fn. 13 sowie Butler 1999b: 102 ff. und 126 Fn. 2.

147 Vgl. Butler 1995: 14.

den Subjekten vorgängig verstanden werden.¹⁴⁸ Erst indem das Subjekt die vorgängigen Fertigkeiten ausführt, erhält es den Status eines sozialen Wesens. Insofern dabei die »Beherrschung« einer Fertigkeit von den sozial verfügbaren Subjektpositionen abhängig ist und das Subjekt sich bei seiner Annahme der Fähigkeiten den existierenden sprachlichen bzw. sozialen Zwängen unterzuordnen hat, lässt sich von der Subjektivierung durch erlernte und verkörperte Fähigkeiten sagen, dass das Subjekt diese beherrscht und von ihnen beherrscht wird: »the lived simultaneity of submission as mastery, and mastery as submission, is the condition of possibility for the emergence of the subject itself«¹⁴⁹. Aus Butlers Diskussion Althusser wird im Zusammenhang mit ihrem Verweis auf Bourdieus Konzept eines nichtbewussten, praktischen Sinns deutlich, dass sich Subjektivierung in ihren Augen als nichtbewusste Annahme bestimmter, verkörperter Fähigkeiten beschreiben lässt, auch wenn dies nicht die Vokabeln sind, die Butler selbst verwendet. Doch würdigt sie an anderer Stelle erneut Bourdieus Konzept von »body as belief«: »[it, HS] offers us a way to see how norms are taken up and lived through a kind of prethetic adherence.«¹⁵⁰ Mit dem »Habitus« lässt sich also Butlers Auffassung zufolge die vorprädikative Verhaftung mit einer Norm als nichtbewusste Körperlichkeit der performativen Wiederholung erfassen – eine Konzeption, die Butler für ihre eigene Arbeit offenbar anschlussfähig erscheint. Bourdieus Anerkennung einer vorprädikativen Verhaftung mit der Norm ist ein spezifischer Aspekt von Körperlichkeit, den Butler selbst jedoch bevorzugt im Rekurs auf die psychoanalytischen Positionen von Sigmund Freud und Jacques Lacan theoretisch zu erfassen sucht.

4.6.3 *Leidenschaftliches Verhaftetsein und Kritik der Psychoanalyse*

Parallel zu ihrem Rekurs auf Performativität bezieht sich Butler ebenfalls auf psychoanalytische Ansätze. So hat sie sich bereits in *Unbehagen* mit Sigmund Freuds Melancholiebegriff, Lacans strukturaler Psychoanalyse sowie Julia Kristevas Lacan-Kritik auseinander gesetzt. Dabei greift sie stets nicht nur positiv sondern auch kritisch auf die Positionen zurück und berücksichtigt sowohl »die kritische Möglichkeit dieser Theorien, die [in *Unbehagen*, HS] skizzierten Regulierungssysteme anzufechten, als auch [...] ihre Rolle bei der unkritischen Reproduktion dieser Systeme.«¹⁵¹ In *Körper von Gewicht* sowie insbesondere

148 Vgl. Butler 1995: 15.

149 Butler 1995: 15.

150 Butler 2006: 287.

151 Butler 1991: 61.

in *Psyche der Macht* formuliert sie ihren Bezug auf psychoanalytische Theorien weiter aus, denen sie eine wichtige Rolle für das Verständnis von Subjektivierungsprozessen zuerkennt. Butlers Rekurs auf die Psychoanalyse entspringt sicherlich zum einen der starken feministischen Rezeption und Kritik von Freuds und Lacans Ansätzen, etwa durch Karen Horney, Melanie Klein, Hélène Cixous, Luce Irigaray, Julia Kristeva, Gayle Rubin und Kaja Silverman. Zum anderen lässt sich Butlers Interesse an der Psychoanalyse auch vor dem Hintergrund ihres Versuchs verstehen, die Verschränkung zwischen Körper und Sprache zu erfassen. Dabei wird die Psychoanalyse einerseits herangezogen, um mit dem Unbewussten ein genuin körperliches Register in die Konzeption einzubeziehen, das im Rekurs auf Felmans Austin-Lektüre als konstitutiv für die Äußerung eines Sprechaktes gefasst wird. Andererseits schließt Butler in besonderem Maße an Jacques Lacans Ansatz an, dem wiederum eine Konzeption des Unbewussten zugrunde liegt, die auf dessen fundamental sprachliche Struktur verweist. Körper und Sprache werden daher in Butlers Bezug auf psychoanalytische Ansätze stets als untrennbar miteinander verschränkt gefasst.

Grundsätzlich wendet sich Butler strikt gegen essentialisierende und ahistorische Tendenzen der Ansätze. Insofern strebt sie durch eine Verbindung der Psychoanalyse mit dem Performativitätskonzept und Derridas Iterabilitätsperspektive nicht weniger als eine »Neuformulierung der psychoanalytischen Theorie«¹⁵² an. Einerseits knüpft sie an Lacans These an, dass dem Gesetz (dem Symbolischen) eine zentrale Funktion in der Subjektbildung zukommt.¹⁵³ Gleichzeitig kritisiert sie ihn jedoch dafür, das Gesetz als statische Konstante verstanden zu haben, indem er dessen Annahme als einmaligen Vorgang konzipiert. Butler dagegen will die »Annahme« eines Geschlechts als zitathafte Wiederholung einer Norm begreifen und reformuliert auf diese Weise den lacanianischen Begriff des Symbolischen.¹⁵⁴ Sie verweist darauf, dass die Figur des Richters Autorität nicht durch ihre Person hervorbringt, sondern dass die Autorität in einer Praxis des Zitierens des Gesetzes liegt – sie geht als Täter der Tat nicht voraus. Die Autorität des Gesetzes ist vielmehr auf den Akt der Wiederholung zurückzuführen, der diese auf einen vermeintlichen Ursprung gründet, der niemals eingeholt werden kann.¹⁵⁵ In diesem Sinne muss das Symbolische bei Lacan als eine Art

152 Butler 1997a: 160.

153 Vgl. Butler 1997a: 140.

154 Vgl. Butler 1997a: 156 und Butler 2009: 76–87. Butler kann damit zum Teil an Lacan selbst anknüpfen, der in *Vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* jede Handlung als Wiederholung gefasst hat, vgl. Butler 1993b: 125 f.

155 Vgl. Butler 1997a: 155 f.

von Gesetz begriffen werden, »auf die sich die zitationsförmige Praxis des Geschlechts bezieht, die Art ›prioritärer‹ Autorität, die im Grunde genommen als die Wirkung der Zitierung selbst hergestellt wird.«¹⁵⁶ Somit wird die Wirkung des Gesetzes bei Butler als zitathafte Wiederholung verstanden und der psychoanalytische Begriff des Symbolischen im Rekurs auf performative Iterabilität reformuliert. Das Zitieren kann sich ausschließlich über die Verwerfung einer Reihe anderer in Frage kommender Möglichkeiten vollziehen.¹⁵⁷ Diesen Vorgang sucht Butler mit dem Melancholiekonzept Freuds zu erfassen, mit dem sie schon in *Unbehagen und Körper von Gewicht* auf den konstitutiven Ausschluss verweist, der jeder Identitätsbildung vorausgeht.¹⁵⁸

Freud beschreibt mit dem Melancholiebegriff in *Trauer und Melancholie* (1917) sowie in *Das Ich und das Es* (1923) eine ambivalente Verlustsituation, die zur Grundlage der Ich-Bildung wird. Melancholie ist demnach der Prozess, in dem der Verlust eines Objekts oder Ideals, der nicht betrauert werden kann, dazu führt, dass dieses Objekt in das Ich aufgenommen wird, wodurch sich eine kritische Instanz entwickelt und vom Ich abgespaltet, die reflexiv auf das Ich bezogen ist und dieses beurteilt. Nicht nur die Liebe, die ursprünglich dem verlorenen Objekt entgegengebracht wurde, wird demnach in das Ich aufgenommen, sondern ebenso der Zorn und die Wut über den Verlust wie auch Schuldgefühle. Sie erscheinen als Ort des Gewissens gegen sich selbst gewendet. Auf diese Weise entsteht ein permanenter Konflikt zwischen den Instanzen der Psyche. In diesem Modell wird die konstitutive Verwerfung zur Grundlage einer Identität, die sich immer in Relation zu dem herausbildet, was sie nicht ist und nicht sein darf. So spricht Butler in Bezug auf die Geschlechtsidentität von einer »heterosexuelle[n] Melancholie, [...] mit der eine männliche soziale Geschlechtsidentität von der Weigerung gebildet wird, das Männliche als eine Möglichkeit der Liebe zu betrauern«¹⁵⁹, was für die weibliche Geschlechtsidentität respektive gilt. Die eigene Geschlechtsidentität konstituiert sich melancholisch als Folge eines nicht betraurten – kulturell nicht betrauerbaren – Verlusts, in dem sich ein Geschlecht mit demjenigen identifiziert, von dem es sich abgrenzt, das zu lieben ihm verboten ist und um dessen Verlust keine Trauer möglich ist. »Der heterosexuelle Mann *wird* zu dem Mann (ahmt dessen Status nach, zitiert ihn, eignet sich ihn an, nimmt ihn an), den er ›niemals‹ liebte und um den er ›niemals‹ trauerte [...]«.¹⁶⁰

156 Butler 1997a: 157.

157 Vgl. Butler 1997a: 157.

158 Vgl. Butler 1991: 93–113 und Butler 1997a: 322–329.

159 Butler 1997a: 323, Hervorh. getilgt.

160 Butler 1997a: 324. Nahezu wörtlich wiederholt in Butler 2001: 139. Vgl. auch Butler 2009: 319 f.

In *Psyche der Macht* integriert Butler ihre bisherigen Überlegungen zur Melancholie in eine umfassende Reflexion der psychischen Konstitution des Selbst, die um die Figur der »Umwendung« oder »Rückwendung« kreist. In dem Buch untersucht Butler die Subjekt-, oder genauer: *Subjektivierungstheorien* von Hegel, Nietzsche, Freud, Althusser und Foucault. Die Klammer der Diskussion bildet eine Kritik an Foucaults Modell der Subjektivierung, dem Butler jedoch verpflichtet ist und weiterhin zugeneigt bleibt; sie berücksichtigt allerdings nun insbesondere die *affektive* Dimension der Subjektivierung, indem sie eine Verbindung mit psychoanalytischen Überlegungen, insbesondere der Figur der Melancholie, herzustellen sucht. Butler bezieht sich auf die Psychoanalyse, um die psychische Dimension der Identitätsbildung erfassen zu können, und ergänzt dadurch die Perspektive Foucaults auf diskursive Subjektivierung. Gleichzeitig modifiziert sie aber auch die psychoanalytische Konzeption der Subjektbildung.

Psyche der Macht thematisiert die Annahme einer Identität ausgehend von der Figur der »Umwendung«, die Butler in der Konzeption von Psyche bei Hegel, Nietzsche, Althusser und Freud herausarbeitet.¹⁶¹ Den Beginn ihrer Überlegungen bildet jedoch Foucault, von dem ausgehend sie Subjektivierung als einen Prozess begreift, in dem das Subjekt gleichzeitig entsteht und durch die Macht unterworfen, von dieser gebildet und geformt wird. Butler bezieht sich damit auf den produktiven und negativen Doppelcharakter der Macht als »Unterwerfung und Erzeugung«¹⁶². Das Subjekt, das sich selbst als autonom wahrnimmt, verleugnet dabei diese »Gründungsunterordnung«¹⁶³ und die Tatsache, dass die Bedingung seiner Formierung eine Abhängigkeit darstellt. Butler will nun danach fragen, welche psychische Form die Macht annimmt und wie eine Theorie der Macht und eine Theorie der Psyche zusammenzubringen sind, da es für das Verständnis von Subjektbildung wichtig ist, nachzuvollziehen, wie eine Norm verinnerlicht wird und wie Norm, Psyche und Gesellschaft in diesem Prozess miteinander verbunden sind. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie das Begehren nach der Norm erklärt werden kann.¹⁶⁴

Trotz der fundamentalen Bedeutung, die Foucaults Subjektivierungsverständnis für Butlers Theorie zukommt, formuliert sie auch Kritik an dessen Perspektive. Diese kann die psychische Dimension nicht erfassen, den Umstand, »daß kein Subjekt ohne leidenschaftliche Verhaftung an jene entsteht, von denen es in fundamentaler Weise abhängig ist«¹⁶⁵.

161 Vgl. insbes. Butler 2001: 157f.

162 Butler 2001: 8.

163 Butler 2001: 12.

164 Vgl. Butler 2001: 8–26.

165 Butler 2001: 8. Vgl. auch Butler 2003: 62.

Butler kritisiert Foucaults radikal äußerliches Verständnis der »Seele« in *Überwachen und Strafen*, das dazu führt, dass die Seele als Instrument zur Unterwerfung des Körpers unter die Macht gedacht wird. Die Formbarkeit des Körpers durch die Macht wird damit als funktionalistische Normalisierung konzipiert, mit der die Umwendung der Macht durch das Subjekt nicht beschrieben werden kann.¹⁶⁶ Butler stellt dem Foucault'schen Begriff der »Seele« das Konzept der Psyche entgegen, mit dem dasjenige erfasst werden kann, »was der Verregelmäßigung entgeht, die Foucault den normalisierenden Diskursen zuschreibt.«¹⁶⁷ Sie sieht sich jedoch zunächst dazu veranlasst, ein bestimmtes Verständnis der Psyche zurückweisen und wendet sich gegen eine an Lacan anschließende Konzeption, die Widerstand in einer vorsozialen psychischen Sphäre verortet. Zwar scheitert das Gesetz in Lacans Verständnis notwendig auf der Ebene der Psyche, da das Ich aufgrund seiner imaginären Relation zum Symbolischen niemals durch das Symbolische (den Ort des Gesetzes, der Norm und der Macht) totalisiert werden kann. Das Gesetz selbst kann dagegen, wie Butler kritisiert, trotz dieses psychischen Widerstandes nicht verändert werden.¹⁶⁸ Während bei Lacan und lacanianischen Ansätzen das Imaginäre einen privilegierten, genuinen Ort des Widerstandes bildet, kann es diesen in Foucaults Konzeption nicht geben: Widerstand kann sich für ihn nicht außerhalb des Gesetzes, d. h. außerhalb der Macht, vollziehen, in einem Bereich, der dem Zugriff der Macht entzogen wäre. Hier folgt Butler wiederum Foucault. Während Lacan also mit dem Symbolischen und dem Imaginären den Ort der Macht und den Ort des Widerstandes von einander unterscheidet, wäre mit Foucault das Symbolische selbst als Ort von Machtbeziehungen *und* ihrer Subversion zu begreifen.¹⁶⁹ Foucaults Perspektive verdeutlicht, wie sich das lacanianische »Gesetz« gegen sich selbst wendet und sich selbst unterläuft. Eine Subjektivierungstheorie müsste demnach Butler zufolge, »die Widerstandsquelle in einer psychischen Sphäre verwerfen, die der sozialen vorausgehen oder sie überschreiten soll, [...] und] den psychischen Widerstand dann in *sozialen oder gesellschaftlichen Begriffen* reformulieren, ohne daß diese Reformulierung eine Zähmung oder Normalisierung wird.«¹⁷⁰ Wenngleich Butler

166 Vgl. Butler 2001: 84, 86. Zudem habe Foucault in *Überwachen und Strafen* Macht in Bezug auf ihre Einwirkung auf einen Körper diskutiert und in seinem Spätwerk, indem er sich stärker mit Subjektivierung beschäftigt, die Frage nach der Macht eher fallengelassen, vgl. Butler 2003.

167 Butler 2001: 83.

168 Vgl. Butler 2001: 92–94.

169 Butler 2001: 94 f.

170 Butler 2001: 97.

dieses Ziel verfolgt, soll die psychoanalytische Perspektive jedoch nicht grundsätzlich zurückgewiesen werden. Im Gegenteil ermöglicht nur sie es, ein Verständnis für das »leidenschaftliche Verhaftetsein« (*passionate attachment*) mit der Unterwerfung zu entwickeln.¹⁷¹

Butler findet im psychoanalytischen Konzept der »Melancholie« die Möglichkeit, das Soziale und das Psychische miteinander zu verbinden.¹⁷² Mit dem Melancholiekonzept versucht Butler, die Figur der »Rückwendung auf sich selbst oder gar *gegen* sich selbst«¹⁷³ zu erfassen, die sie in Freuds, Hegels, Nietzsches und Althussters Konzeption von Subjektivierung verfolgt. In allen Ansätzen findet sie eine Verschränkung von selbstreflexiver Umwendung, Gewissen und sozialer Dimension vor.¹⁷⁴ In der Freud'schen Konzeption entsteht diese, wie oben bereits ausgeführt, aufgrund der melancholischen Identifizierung mit einem verlorenen Objekt. Dabei wird das Ich durch die »Wende« vom Objekt zum Ich hervorgebracht und ist nicht als vorgängig zu denken. Erst in der Rückwendung auf sich selbst, in der eine kritische Instanz vom Ich getrennt wird, entsteht Reflexivität. Der innere Raum der Psyche ist somit selbst als ein *Effekt* der Melancholie zu verstehen. Aufgrund der melancholischen Ambivalenz kann jedoch die Wende vom Objekt zum Ich nie abschließend vollzogen werden.¹⁷⁵ Die Psyche ist damit in ihrer Abgrenzung von einem Außen selbst sozial geformt, da »die aus der Melancholie sich entwickelnde psychische Form der Reflexivität in sich die Spur des anderen als verschleierte Gesellschaftlichkeit trägt«¹⁷⁶ und somit eine soziale Dimension aufweist. Die Verwerfung und der nicht betrauerbare Verlust einer anderen Identität, die man nicht ist, sind konstitutiv für die Herausbildung des Selbst als kohärentes Subjekt, das daher immer von der »Spur« des Anderen gekennzeichnet bleibt und insofern die normalisierende Macht übersteigt. In seiner Beziehung zu einem Anderen, in seinem sozialen Sein, ist das Subjekt außerdem abhängig von der Anerkennung seiner kohärenten Identität, die es durch die Wiederholung der Norm bezieht, und ist daher leidenschaftlich an seine Unterwerfung gebunden.¹⁷⁷ Melancholie ist somit in zweierlei Hinsicht sozial: Erstens ist das Ich stets von einem Anderen abhängig, der noch in seiner Verwerfung die Kohärenz der

171 Vgl. Butler 2001: 100.

172 Vgl. Butler 2001: 157.

173 Butler 2001: 9.

174 Vgl. Butler 2001.

175 Vgl. Butler 2001: 158–161.

176 Butler 2001: 169. Vgl. auch Butler 2001: 26 und 182. Mit dem Begriff der »Spur« rekurriert Butler auf Derridas Versuch, etwas gleichzeitig Abwesend-Anwesendes zu denken.

177 Vgl. Butler 2001: 31 f. und Butler 2003: 63.

Identität herstellt und gleichzeitig verhindert, dass diese Kohärenz sich vollständig einstellt. Zweitens wird Melancholie von Butler nicht auf eine meta-kulturelle ödipale Konstellation zurückgeführt,¹⁷⁸ sondern bezeichnet vielmehr »a love foreclosed by discourse«¹⁷⁹ und nimmt somit eine kulturelle Form an, da der Ausschluss legitimer Objekte des Begehrens von sozialen Normen reguliert wird.¹⁸⁰

Gegen die lacanianische Position, wonach die Psyche als genuiner Ort des Widerstandes dem Sozialen (Symbolischen) notwendig entgegengesetzt ist, arbeitet Butler über ein kulturell gewendetes Melancholieverständnis somit die fundamental soziale (diskursive) Bildung der Psyche heraus. Butler geht also nicht von einem »psychischen Rest« oder »Exzeß«¹⁸¹ aus, welcher der Sphäre des Sozialen unumgänglich entzogen wäre. Gleichwohl liegt nach ihrem kulturellen Modell der Melancholie in der Subjektivierung die Ursache dafür, »daß das als kontinuierlich, sichtbar und lokalisiert hervorgebrachte Subjekt nichtsdestoweniger von einem nichtanzueignenden Rest heimgesucht wird, einer Melancholie, die die Grenzen der Subjektivation markiert«¹⁸². Dieser Rest muss, aufgrund der kulturellen Form der Melancholie, jedoch als genuin sozial (und damit historisch kontingent) verstanden werden.¹⁸³ Butler hat somit die Subjektivierung durch eine ambivalente, produktive und einschränkende Macht in psychischen Begriffen als melancholisches Verhaftetsein beschrieben, mit dem sich sowohl die affektive Dimension der Bindung an eine Macht als auch die Ambivalenz dieser Bindung erfassen lässt. Von diesem Konzept ausgehend, kann mit Butler das Festhalten an einer Unterwerfung als affektives Verhaftetsein verstanden werden, als ein Prozess, in dem die Möglichkeiten zur Veränderung verschleiert sind. Gleichzeitig erzeugt die Form der Subjektivierung als kulturelle Melancholie einen konstitutiven Rest, der das Ausgeschlossene im Inneren der Formierung einer Psyche selbst verankert und daher die Normalisierung übersteigt. Wie auch bei Butlers Verständnis der performativen Wiederholung als Iterabilität ist die Auflösung von Ordnung in die scheinbare Stabilität bereits eingeschrieben, wodurch die fundamentale Ambivalenz von Subjektivierung deutlich wird.

178 Vgl. McNay 1999: 186.

179 Butler 1999a: 170.

180 Vgl. Butler 1999a: 170.

181 Butler 2001: 184.

182 Butler 2001: 32f. Vgl. auch Reckwitz 2008a: 91f.

183 Vgl. Butler 2001: 184.

4.7 Norm und Geschlecht

Subjektivierung findet Butler zufolge stets in Bezug auf soziale Normen statt, die das Subjekt wiederholt und von denen es konstituiert wird. Butler verwendet den Normbegriff bereits seit *Unbehagen*,¹⁸⁴ widmet diesem jedoch erst relativ spät eine systematische Reflexion. In *Macht der Geschlechternormen* legt sie dar, wie Geschlecht in normativer Hinsicht zu denken ist, und erläutert dabei auch erstmals detailliert ihr Konzept der Norm, das sich auf Michel Foucault bezieht.¹⁸⁵ In dessen Konzeption wird, wie bereits ausgeführt, die Konstituierung von Subjektivität mit der produktiven Charakteristik der Macht verbunden. Das Subjekt ist dabei der Wiederholung von Normen nicht vorgängig, sondern bildet sich erst in diesem Prozess heraus.

Butler weist zunächst darauf hin, dass mit einer Norm nicht dasselbe wie mit »Regel« oder »Gesetz« bezeichnet wird.¹⁸⁶ Auch soll das Konzept nicht mit normativen Vorstellungen oder Vorbildern, denen Individuen sich anzunähern suchen, identifiziert werden.¹⁸⁷ Vielmehr ist unter Geschlecht als Norm fundamentaler ein Apparat oder eine Matrix zu verstehen, in der die Intelligibilität von Subjekten und ihre Formierung in Konzepten der Geschlechterbinarität hervorgebracht und reguliert wird. Normen können zwar explizit formuliert sein, bleiben jedoch meist unausgesprochen und sind nur ausgehend von ihren Effekten im und für das Handeln wirklich und analytisch erfassbar. »Eine Norm wirkt innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der *Normalisierung*.«¹⁸⁸ Die Besonderheit des Foucault'schen Verständnisses von Norm, das sich von einer juridischen Konzeption abgrenzt, liegt darin, Norm nicht negativ als Verbot, sondern vielmehr fundamental als produktiv zu fassen. Diese Produktivität der Norm lässt sich als Immanenz charakterisieren, wonach die Norm ausschließlich mit der Tatsache ihres eigenen Wirkens identifiziert und nicht als ihren

184 Wenn sich überhaupt von einer Verschiebung vom Diskurs zur Norm im Verlauf von Butlers Arbeit sprechen lässt, ab *Kritik der ethischen Gewalt*, wie Distelhorst behauptet (2007: 218 f.), so wäre diese sicherlich nicht durch die Verwendung des Normbegriffs gekennzeichnet, sondern eher dadurch, dass der Diskursbegriff an Bedeutung verliert.

185 Butler weicht jedoch insofern von Foucaults Konzeption ab, als sie Geschlecht nicht als *eine* Form einer übergeordneten regulatorischen Macht begreift, sondern den regulatorischen Apparat selbst als geschlechtsspezifisch versteht, vgl. Butler 2009: 72 f.

186 Vgl. Butler 2009: 73 und 86.

187 Vgl. Butler 2009: 74 und 84.

188 Butler 2009: 73.

Folgen vorausgehend gedacht wird.¹⁸⁹ Die Norm etabliert ein Ideal, das die Subjektbildung reguliert, indem es Individuen vergleichbar macht und aufeinander bezieht.¹⁹⁰ Dieses konstitutive Ideal der Norm ist paradoxerweise von Unschärfe gekennzeichnet. »Die Norm selbst bleibt Leerstelle; sie lebt davon, dass sie im Kern gerade nicht definiert ist, dass eben die Grenze zwischen Normalen und Anormalem [sic] beliebig verschiebbar ist.«¹⁹¹ Die Grenze ist immer in Bewegung, wird unablässig neu bestätigt und angepasst.¹⁹² Durch Grenzziehung regelt die Norm, welche Abweichung »normal genug« ist und welche als »anormal« markiert wird, wobei es kein radikales Außen der Norm geben kann, da stets auch die Abweichung konstitutiv auf die Norm bezogen ist.¹⁹³ Weder das Normale noch das Anormale befinden sich außerhalb von Macht und Normalisierung.

Zentral für Butlers Argumentation ist die Tatsache, dass Normen zwar ausschließlich im Handeln wirksam sind, gleichzeitig jedoch nicht auf die einzelnen Instanzen zu reduzieren sind, in denen sie wiederholt werden. Zum einen folgt sie dem Foucault'schen Immanenzgedanken und versteht mit Pierre Macherey Normen als »Handlungsformen«¹⁹⁴. »Tatsächlich besteht die Norm nur in dem Ausmaß als Norm fort, in dem sie in der sozialen Praxis durchgespielt und durch die täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird.«¹⁹⁵ Die Norm existiert also ausschließlich durch ihre Wiederholung in Praktiken. Sie besitzt »keinen unabhängigen ontologischen Stellenwert«¹⁹⁶ über die Praxis hinaus, in der sie reproduziert wird und von der sie nicht unabhängig gedacht werden kann. Die Norm wird von Butler also grundsätzlich als praxisimmanent verstanden. Zum anderen ist es jedoch von fundamentaler Bedeutung, dass die Norm nicht auf einzelne Instanzen ihrer Wiederholung reduzierbar ist, sondern vielmehr eine »Distanz zwischen einer Norm und ihren Verkörperungen«¹⁹⁷ besteht. Die Norm geht stets über die Praktiken hinaus, in denen sie reproduziert wird. In diesem Sinne hatte Butler bereits in *Unbehagen* festgestellt, dass »die Geschlechtsidentität eine Norm [ist], die niemals vollständig verinnerlicht werden kann«¹⁹⁸.

189 Vgl. Macherey 1991: 184–188.

190 Vgl. Butler 2009: 87f. und 327f. sowie Hark 1999.

191 Hark 1999: 77.

192 Vgl. Macherey 1991: 188.

193 Vgl. Ewald 1991: 168f., Hark 1999: 78f. und Butler 2009: 74.

194 Butler 2009: 89.

195 Butler 2009: 85. Vgl. auch Butler 2009: 90.

196 Butler 2009: 85.

197 Butler 2009: 84.

198 Butler 1991: 207. Vgl. entsprechend auch Butler 1997a: 317 und Butler 2009: 73.

Dieser Verweis ist für Butlers Konzeptualisierung von Subversion und Verschiebung der Norm eminent wichtig, denn in der (unvollständigen) Aneignung und Reproduktion der Norm, in der Distanz zwischen der Norm und ihren Verkörperungen, liegt der Spielraum für eine abweichende Wiederholung begründet. Die Wiederholung der Norm kann somit als Iteration des Nicht-Identischen gedacht werden. »In dem Maße, in dem Gender-Normen *reproduziert* werden, werden sie durch körperliche Praktiken aufgerufen und zitiert, die auch über das Potential verfügen, Normen im Verlauf ihrer Zitation zu verändern.«¹⁹⁹

Mit der Diskussion ihres Normbegriffs eröffnet Butler Anschlussstellen für soziologische Handlungskonzeptionen.²⁰⁰ Dies wirft auch die Frage nach dem Verhältnis von Butlers Normverständnis zu einer praxeologischen Konzeption von Handlung auf. Butler verwendet den Normbegriff nicht im Sinne der Definition, die im normorientierten Ansatz der Soziologie vertreten wird, wonach »regulative« Regeln das Handeln von außen determinieren (Kap. I. I. 2 und I. I. 3). Vielmehr sind ihrem Verständnis zufolge Normen praxisimmanent, da Normalität im Handeln von Akteuren produziert und reproduziert wird und in einen Verweisungszusammenhang zwischen Praktiken eingebunden ist. Akteure *befolgen* daher nicht Normen, die ihrem Handeln extern gedacht werden, wie dies im Paradigma des *homo sociologicus* vorausgesetzt wird, sondern stellen sie immer wieder neu her, bestätigen und interpretieren sie. Da Butler also Normen nicht als externe Entitäten konzipiert, sondern sie vielmehr ausgehend von Praktiken versteht, handelt es sich bei ihrem Normkonzept eindeutig um eine praxeologische Perspektive. In der Praxistheorie folgt aus einem solchen Verständnis, dass der Normbegriff dem Praxiskonzept üblicherweise nachgeordnet wird (Kap. I. I. 3). Dagegen ist jedoch der Normbegriff in Butlers Denken auffällig präsent. Zudem scheinen bei Butler Normen außerordentlich kohärente Komplexe zu sein, sodass sie schon fast wieder als geschlossene Entitäten erscheinen. Häufig spricht Butler von *der* Norm, wie bereits in einer Reihe von verwendeten Zitaten und in der vorangegangenen Diskussion deutlich geworden ist.²⁰¹ Warum verwendet Butler diese homogenisierende Bezeichnung, wenn sie andererseits darauf verweist, dass es stets zu Verschiebungen und Fehlaneignungen kommen kann, wodurch die Gültigkeit einer abstrahierenden Rede von »der« Norm in Frage gestellt werden muss? Ihr Gebrauch des Begriffs scheint nicht mit einer praxeologischen Position übereinzustimmen, die den Normbegriff nicht zum Ausgangspunkt der Handlungskonzeption nimmt. Es bleibt also die Frage, warum Butler ihn stellenweise zu verabsolutieren

199 Butler 2009: 91.

200 Vgl. Distelhorst 2007: 219.

201 Vgl. z. B. Butler 1997a: 32 f. und Butler 2009: 85.

scheint. Die Antwort auf die Frage liegt in der spezifischen Herkunft von Butlers theoretischer Konzeption begründet. Butlers Arbeiten bilden einen sozialtheoretischen Entwurf, der als eine Theorie des Geschlechts entwickelt worden ist und diesen empirischen Bezug in sich trägt. Daher muss berücksichtigt werden, dass es sich bei der Geschlechtsidentität um einen besonderen Ausschnitt des Sozialen handelt, der durch genuine Charakteristika bestimmt ist, die Butler selbst herausgearbeitet hat. Zum einen handelt es sich um einen Komplex, der streng dualistisch organisiert ist: Es gibt kein Drittes jenseits von »Mann« oder »Frau«, und kaum etwas könnte im Alltag selbstverständlicher sein, als eine Person *als* Mann oder *als* Frau wahrzunehmen. Ein Außen dieser Geschlechterbinarität erscheint fundamental unvorstellbar, und der soziale Preis für eine als Abweichung wahrgenommene Identität ist hoch. Die Kohärenz zwischen dem anatomischen Geschlecht, der Geschlechtsidentität und dem Begehren garantiert die Intelligibilität des Geschlechts und somit auch die soziale Anerkennung als Person. Zum anderen handelt es sich bei dem Geschlecht um einen Aspekt unserer Identität, der als innerster Kern unseres Seins empfunden wird. Daher sind wir, wie Butler mit dem »leidenschaftlichen Verhaftetsein« herausarbeitet, emotional an die Kategorie gebunden, die wir als unsere eigene Identität empfinden. Insofern treffen uns auch soziale Sanktionen bezüglich einer Abweichung von der Geschlechter-Kohärenz besonders hart. Die Rigidität dieses Zusammenhangs, in dem eine starke Sanktionierung der Abweichung von einem binären Schema auf der einen Seite einer hohen emotionalen Bindung an eine Identitätskategorie auf der anderen Seite gegenübersteht, motiviert daher die zentrale Stellung des Normbegriffs in Butlers Arbeiten. Verglichen mit anderen Aspekten des Sozialen erscheint dieser Zusammenhang jedoch kontingent. So kann nicht behauptet werden, dass andere Identitätskategorien demselben Verhältnis von emotionaler Bindung und Sanktionierung unterstehen, von anderen Bereichen des Sozialen ganz abgesehen. Beispielsweise ist die Identität als Studentin oder Arbeiterin oder Angestellte oder Selbstständige nicht binär organisiert und bildet keinen emotional als tief empfundenen Kern des Selbstverständnisses. Daher kann eine wahrgenommene Abweichung nicht in demselben Maße sanktioniert werden wie dies bei der sexuellen Identität der Fall ist. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist die zentrale Stellung des Normbegriffs innerhalb von Butlers spezifischem empirischen Bezug sicher gerechtfertigt, jedoch nicht auf die sozialtheoretische Position der Praxistheorie allgemein übertragbar.

Das Normkonzept Butlers genauer zu beleuchten, erschien besonders im Hinblick auf ihre soziologische und praxeologische Anschlussfähigkeit von Bedeutung. Butler sucht zudem eine stärkere Kontextualisierung ihrer Arbeiten mit der Soziologie, indem sie ihre Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Theorie der Praxis in *Hass spricht* ausweitet.

Im Zusammenhang mit ihrer Bourdieu-Lektüre formuliert Butler in diesem Buch auch erstmals eine Kritik an Derridas Iterabilitätskonzept. Zudem differenziert sie nun mit Austin zwischen illokutionären und perlokutionären Aspekten des Sprechens. Sie entwickelt somit in *Hass spricht* zwei entscheidende – und insbesondere für praxeologische Anschlüsse relevante – Modifikationen ihres Verständnisses von Wiederholung und Transformation, die in den folgenden beiden Abschnitten herausgearbeitet werden.

4.8 Butlers Kritik des illokutionären Verständnisses von Performativität

Obwohl der Performativitätsbegriff den Kern von Butlers theoretischer Position bildet, widmet sie sich erst in *Hass spricht* einer eingehenden Lektüre Austins und arbeitet dessen theoretische Unterscheidung zwischen der illokutionären und der perlokutionären Dimension von Sprechakten, die sie bislang noch nicht einbezogen hatte, in ihr Performativitätsverständnis ein. Dieser Differenz kommt im Kontext der Thematik des Buches, einer Analyse verletzenden Sprechens, eine eminente theoretische Relevanz zu. In *Hass spricht* analysiert Butler verschiedene Konzeptionen einer verletzenden Kraft der Rede, die sich in dem Gefühl äußert, durch eine Bemerkung, einen Schimpfnamen, »getroffen« zu sein. Diese sprachlichen Verletzungen stehen in einem Verhältnis zu körperlichen Verletzungen, sind mit ihnen jedoch nicht identisch.²⁰² Butler spürt der Macht nach, welche die Sprache offensichtlich zu entwickeln scheint, wenn sie solche Effekte hervorruft, und fragt nach der Herkunft dieser Macht. Die Untersuchung entspringt einer US-amerikanischen und kanadischen Debatte um rassistische und sexistisch-pornographische Sprechakte, die im Kontext einer Auseinandersetzung um *political correctness* stattfindet. Butler zeigt sich dabei skeptisch gegenüber dem Anspruch, *hate speech* vom Staat kontrollieren und sanktionieren zu lassen.²⁰³ Sie verurteilt nicht die Bemühungen der Opfer, sich gegen die verletzenden Effekte der Sprache zu wehren: »Daß Worte verwunden, scheint unbestreitbar, und daß gegen haßerfülltes, rassistisches, frauen- und schwulenfeindliches Sprechen vorgegangen

202 »It would be as wrong to say that words do not wound as it would be to say that words are the exact equivalent of a physical blow.« (Butler 2006: 284)

203 Butler weist ein juridisches Verständnis der Performativität unter anderem deshalb zurück, weil sie die Gefahr einer Zensur auch der emanzipativen politischen Bewegungen sieht, vgl. dazu auch Krämer 2001: 243 f.

werden muß, ist wohl unwiderlegbar.«²⁰⁴ Butler lenkt jedoch den Blick weg von restriktiven, juristischen Maßnahmen auf die Möglichkeit der Resignifikation, der (Wieder-)Aneignung verletzender Rede. In diesem Zusammenhang plädiert sie dafür, die »Kluft zwischen Sagen und Tun, unter welchen Schwierigkeiten auch immer, aufrechtzuerhalten«²⁰⁵, da Butler in dieser Differenz den Raum für Bedeutungsverschiebungen und Fehlaneignungen verortet. Nun ist eine solche Forderung vor dem Hintergrund der Performativitätstheorie, die auf die handelnde Dimension des Sprechens verweist, einigermaßen überraschend und daher erläuterungsbedürftig. Es ist nämlich zu beachten, dass Butler mit dem Begriff des »Tuns« an dieser Stelle nicht die illokutionäre Dimension eines Sprechaktes bezeichnet, sondern die perlokutionäre Dimension der Effekte und Wirkungen eines Sprechaktes adressiert. Dafür trifft sie im Rekurs auf Austin zum ersten Mal in ihrer Arbeit eine Unterscheidung zwischen der illokutionären und der perlokutionären Dimension von Performativität und verknüpft damit eine bedeutsame Betonung des perlokutionären Aspektes.²⁰⁶ Butler erinnert daran, dass Austin die illokutionäre Dimension des Sprechens (etwas tun, indem man etwas sagt), von der perlokutionären (eine Wirkung dadurch erzielen, dass man etwas sagt) unterscheidet. Die perlokutionäre Dimension des Sprechens entfaltet ihre Kraft unabhängig von der Intention des Sprechers, wie Austin verdeutlicht: »Denn offensichtlich kann man *jeden* oder fast jeden perlokutionären Akt unter hinreichend speziellen Umständen dadurch zustande bringen, daß man mit oder ohne Vorbedacht eine ganz beliebige Äußerung tut.«²⁰⁷ Die illokutionäre und die perlokutionäre Dimension von Sprechakten unterscheiden sich Austin zufolge in ihrem Bezug auf soziale Konventionen und Rituale, wobei perlokutionäre Akte im Gegensatz zu illokutionären *nicht* konventional sind.²⁰⁸ Sie zeichnen sich damit durch eine gewisse Unbestimmtheit aus, die nicht endgültig determinierbar ist.

Ein illokutionäres Verständnis von Performativität geht von einer Zwangsläufigkeit verletzender Effekte aus und identifiziert das Sprechen mit der Tat selbst. Am Beispiel der Klassifizierung eines Coming-outs in der amerikanischen Armee arbeitet Butler heraus, wie dieses Verständnis repressive Folgen nach sich zieht, wenn die Aussage, dass ein Angehöriger der Armee homo- oder bisexuell ist, mit einem homo-

204 Butler 1998: 76.

205 Butler 1998: 146.

206 Problematisch erscheint jedoch, dass Butler stellenweise den Anschein erweckt, diese Dimensionen könnten vollständig von einander getrennt betrachtet werden.

207 Austin 2002: 127.

208 Austin 2002: 137.

sexuellen Verhalten identifiziert wird.²⁰⁹ In diesem Fall wird »die der Äußerung zugeschriebene performative Kraft phantastisch überdeterminiert.«²¹⁰ Nach Butler muss dies als Verwechslung der perlokutionären und der illokutionären Dimension einer Aussage gefasst und darauf hingewiesen werden, dass eine Äußerung nicht »in jedem Fall in einer festgelegten oder mechanischen Weise auf den Hörer einwirkt.«²¹¹ Eine illokutionäre Sichtweise, bei der Sprechen und Handeln zusammenfallen, stellt einen Kurzschluss dar, der dem Sprechen unmittelbare und notwendige Effekte zuschreibt. Vor diesem Hintergrund ist also eine im Kontext der Sprechakttheorie zunächst paradox klingende Formulierung zu verstehen: »Daß Sprechen eine Form von Handlung ist, bedeutet nicht notwendigerweise, daß es tut, was es sagt.«²¹² Indem Butler in *Hass spricht* erstmals die illokutionäre und die perlokutionäre Dimension von Performativität unterscheidet, kann sie Subversion im Sinne von Fehlaneignung und Rekontextualisierung von Aussagen besser theoretisch erfassen.²¹³ Denn erst die Tatsache, dass die Effekte von Sprechakten auf perlokutionärer Ebene mit den Sprechakten selbst nicht notwendig verbunden sind, eröffnet diese Möglichkeiten und bildet den theoretischen Ort der Handlungsfähigkeit der Rezipienten. Butler löst auf diese Weise die Performativitätstheorie von einem mechanistischen Verständnis des Sprechakts und setzt »an die Stelle eines Mechanismus ein[en] Spielraum des Performativen«²¹⁴, ohne dabei den Handlungscharakter der Sprache allgemein in Zweifel zu ziehen.

4.9 Butlers Kritik der Iterabilität

Eine weitere Wendung in *Hass spricht* ist Butlers Bezug auf Pierre Bourdieus soziologische Analyse von Sprechakten. In Ergänzung zu ihrem bisherigen Rekurs auf Derrida und Austin vergleicht sie nun den dekonstruktivistischen Ansatz mit Bourdieus Theorie der Praxis und diskutiert deren jeweilige Begründung der performativen Kraft einer Aussage. Auch wenn sie im Zuge dieser Konfrontation erstmals Derridas Position kritisiert, wird die stärkere Kritik Bourdieu zuteil.

209 Vgl. Butler 1998: 149–179.

210 Butler 1998: 162.

211 Butler 1998: 162.

212 Butler 1998: 147.

213 Die Differenzierung in die illokutionären und die perlokutionären Aspekte des Sprechens prägt Butlers Performativitätsverständnis bis heute, vgl. Butler 2010: 147–153.

214 Krämer 2001: 259.

Bourdieu hat sein Sprachverständnis unter anderem in *Was heißt sprechen?* und in dem gemeinsam mit Loïc Wacquant verfassten Buch *Reflexive Anthropologie* entwickelt und sich dabei auch auf Austin bezogen. In Bourdieus Modell ist die Sprache lediglich ein Instrument oder ein Medium von Machtrelationen, die er als der Sprache komplett äußerlich begreift: »Versucht man aber, die Macht des sprachlichen Ausdrucks sprachlich zu verstehen und das Prinzip der Wirksamkeit der Sprache in der Sprache selber zu finden, dann übersieht man völlig, daß die Sprache ihre Autorität von außen bekommt.«²¹⁵ Bourdieu kritisiert, dass Austin die Kraft des Sprechaktes in performativen Ausdrücken oder im Diskurs selbst verortet, und führt dies ausschließlich auf institutionelle Macht zurück, gesteht dann aber ein, dass Austin bei der Analyse von Sprache den Institutionen einen zentralen Stellenwert einräumt. Bourdieu selbst weist eine performative Kraft rein auf der sprachlichen Ebene zurück und argumentiert stattdessen, dass die Kraft eines Sprechaktes (die »symbolische Macht«), ihren Ursprung in dem Glauben an die Legitimität der Äußerung und die Autorität der Sprecher hat und von der Anerkennung dieser durch die Rezipienten abhängt. In diesem Sinne müssen ihm zufolge also die »Grenzen der Sprachwissenschaft« überschritten werden, um die Wirkung performativer Akte fassen zu können.²¹⁶ In einer interessanten Parallele zu Butler diskutiert Bourdieu die Macht und Autorität des Richterspruchs. Anders als Butler führt er diese jedoch nicht auf die zitathafte Wiederholung des Gesetzes zurück. Ihm zufolge ist der Sprechakt »Ich verurteile Sie« eines Richters nur deshalb wirksam, weil er mit entsprechenden Akteuren und Institutionen verbunden ist, die den Urteilsspruch ausführen. Hier schließt sich dann, mit dem Blick auf das Amt des Richters als Institution, eine soziologische Untersuchung der Bedingungen an, die den Akteuren diese Macht verschaffen.²¹⁷ So ist bei Bourdieu die performative Kraft des Sprechens eine delegierte Macht, die auf den Sprecher übertragen wurde. »Der autorisierte Sprecher kann nur deshalb mit Worten auf andere Akteure und vermittels ihrer Arbeit auf die Dinge selber einwirken, weil in seinem Wort das symbolische Kapital konzentriert ist, das von der Gruppe akkumuliert wurde, die ihm Vollmacht gegeben hat und deren *Bevollmächtigter* er ist.«²¹⁸ Bourdieu grenzt damit seine soziologische Perspektive von Austin ab, dem er unterstellt, die performative Kraft rein sprachimmanent zu erklären und ihren Ursprung allein in den Worten selbst ausgemacht zu haben.²¹⁹ Dabei ist bemerkenswert, dass

215 Bourdieu/Wacquant 1996: 182.

216 Vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 182 f.

217 Vgl. Bourdieu 1990: 54 f.

218 Bourdieu 1990: 75.

219 Vgl. Bourdieu 1990: 73. Diese Kritik ist zu harsch und entspringt offen-

diese Kritik Bourdieus an Austin eher auf Derridas Position zutrifft, der mit dem Begriff der Iterabilität die Kraft der performativen Äußerung als strukturelles und konstitutives Merkmal des Zeichens selbst begriffen hat – eine Auffassung, der Butler bisher gefolgt ist. So ist es nicht verwunderlich, dass Butler Bourdieus Verständnis von Macht als der Sprache radikal äußerlich vehement zurückweist und dessen Sicht als zu deterministisch kritisiert.²²⁰ Da Bourdieu die Logik der Iterierbarkeit nicht erfassen könne, entgehe seiner starren Sozialtheorie ein Modus der Möglichkeit sozialen Wandels.²²¹ Butler folgt somit Derrida dahingehend, die performative Kraft in der Struktur des Zeichens selbst zu verorten. Doch zum ersten Mal entwickelt sie auch eine Kritik an Derridas Iterabilitätskonzept, wenn diese auch verhaltener als ihre Zurückweisung von Bourdieus Sprachauffassung ausfällt. Derridas Verständnis des Bruchs »als notwendiges Strukturmerkmal jeder Äußerung«, so formuliert Butler nun, »lähmt [...] eine gesellschaftliche Analyse der wirkungsvollen Äußerung.«²²² Im Kontext ihrer Analyse verletzenden Sprechens muss sie anerkennen, und darin Bourdieus Kritik an der dekonstruktivistischen Position Derridas zustimmen, dass es nicht zutrifft, dass Sprechakte aufgrund ihrer iterativen Dynamik mit *jedem* Kontext brechen, sondern »daß Kontexte mit bestimmten Sprechakten in einer Weise zusammenhängen, die nur sehr schwer zu erschüttern sind.«²²³ Eine solche Perspektive auf qualitative Differenzen der Resignifizierbarkeit führt Butler in *Hass spricht* erstmals ein.²²⁴ Um diese erfassen

sichtlich einer vorurteilsbelasteten oder oberflächlichen Lektüre. Zum einen ist darauf zu antworten, dass Austin die performative Kraft nicht im sprachlichen Material, sondern im Bezug auf bestimmte soziale Konventionen verortet, die mit den Worten verknüpft sind (Kap. 4.1.1). Somit bewegt sich dessen Analyse durchaus auf der gesellschaftlichen Ebene. Zum anderen hat Austin selbst das Problem der Autorisation mitgedacht, auch wenn es in seinen sprachphilosophischen Betrachtungen keine zentrale Rolle einnimmt. Wie oben bereits erwähnt, verweist er, wenn auch stets nur knapp, deutlich auf ein Mislingen der performativen Äußerung aufgrund mangelnder Autorität. Es komme demnach sogar »häufig [vor], daß eine performative Äußerung nichtig ist, weil der Redner nicht in der Lage ist oder nicht den Status besitzt, den Akt zu vollziehen, den zu vollziehen er vorgibt. So hat es keinen Zweck zu sagen ›Ich befehle Ihnen...‹, wenn ich Ihnen gegenüber dazu nicht autorisiert bin; ich kann Ihnen gar nichts befehlen, meine Äußerung ist nichtig, der Akt nur präntendiert.« (Austin 1968: 149).

220 Vgl. Butler 1998: 201–222 und Butler 1999b: 122–126.

221 Vgl. Butler 1998: 208.

222 Butler 1998: 213.

223 Butler 1998: 228.

224 Zur Kritik an Butlers bisheriger Konzentration auf den strukturellen

zu können, will Butler die »Logik der Iterabilität als gesellschaftliche Logik«²²⁵ verstehen und sucht eine strukturelle Perspektive auf Wiederholbarkeit mit einer soziologischen Dimension zu verbinden.

Butler begreift die Autorität, die in der performativen Wiederholung erzeugt wird, als »Performanz der Legitimität«²²⁶, einen Legitimität erzeugenden Effekt, und stellt die wichtige Frage, ob man beim Gebrauch einer performativen Äußerung sicher zwischen Betrug und wirklicher Autorität unterscheiden könne. »Die Frage ist, ob der uneigentliche Gebrauch performativer Äußerungen den Effekt der Autorität erzeugen kann, wo kein Rückgriff auf eine vorgängige Autorität möglich ist; oder ob fehlangelegene oder enteignete performative Äußerungen nicht sogar die herrschenden Formen von Autorität und deren Ausschlußmechanismen sichtbar machen können.«²²⁷ Durch die Möglichkeit der performativen Äußerung, einen Autoritätseffekt zu erzeugen, können daher nach Butler Worte ohne vorgängige Autorisierung benutzt und diejenigen Begriffe angeeignet werden, von denen man verletzt wurde. Sie belegt ihre Argumentation mit der Beobachtung, dass Begriffe wie »schwarz« oder »schwul« sich zu affirmativen Selbstbezeichnungen wandeln konnten.²²⁸ Auch vermag ein Sprechakt ohne vorgängige Autorisation im Moment seiner Äußerung selbst Autorität zu gewinnen, denn Butler weist auf den Unterschied zwischen zum-Sprechen-autorisiert-Werden und einem Sprechen-mit-Autorität hin und kritisiert somit eine zentrale Annahme von Bourdieus Sprechakttheorie.²²⁹ Was dieser ihr zufolge gerade nicht erkennen kann, ist, »daß eine gewisse performative Kraft aus der Wiedergabe konventioneller Formeln in nicht-konventionellen Formen resultiert.«²³⁰

Nun wird die Verbindung zwischen Butlers Bourdieu-Kritik, ihrer Konzeption einer »Performanz der Legitimität« und ihrem Verweis auf Austins Unterscheidung der perlokutionären von der illokutionären Dimension des Sprechaktes deutlich. Der Schlüssel zum Verständnis der Kraft performativer Sprechakte liegt in der Unterscheidung zwischen der illokutionären und der perlokutionären Dimension des Sprechens, die Butler in *Hass spricht* erstmals betont. Nur vor dem Hintergrund der

Aufweis der *Möglichkeit* von Widerstand und an der Vernachlässigung konkreter Analysen vgl. McNay 2000 und Lovell 2003.

225 Butler 1998: 212. In diesem Kontext verweist sie an anderer Stelle auch auf den Vorteil des Ritualbegriffs, mit dem sich Derridas Perspektive auf Iterabilität um die soziale Dimension ergänzen ließe, vgl. Butler 2006: 287.

226 Butler 1998: 214.

227 Butler 1998: 223. Vgl. auch Butler 1999b: 123.

228 Vgl. Butler 1998: 223 f.

229 Vgl. Butler 1998: 226.

230 Butler 1998: 208.

Trennung zwischen Sprechakt und Wirkung lässt sich die »Performanz der Legitimität« erklären, und es ist daher verwunderlich, dass Butler diesen zuvor entwickelten Theoriebaustein im entsprechenden Kapitel gegen Ende von *Hass spricht* nicht noch einmal aufnimmt. Übersetzt in die von ihr neu in die Argumentation eingeführte analytische Trennung der perlokutionären und illokutionären Dimension eines Sprechaktes kann »Performanz der Legitimität« nur bedeuten, dass eine Äußerung eine perlokutionäre Wirkung haben kann, obwohl sie illokutionär nicht autorisiert war. Wenn Butler also darauf hinweist, dass der Sprechakt eine »nicht-konventionale Bedeutung annehmen kann«²³¹, und darin auch die politische Dimension der Performativität begründet sieht, bezieht sie sich auf den perlokutionären Aspekt der Rede. Da das Gelingen eines Sprechaktes an seiner Wirkung gemessen wird, kann er beispielsweise als geglückt erachtet werden, auch wenn die Konvention, die sein Zustandekommen regelt, leer aufgerufen wurde, das heißt, wenn die Sprecherin nicht autorisiert war. Wird also durch die leere Berufung auf Konventionen eine Wirkung erzielt, wäre die perlokutionäre Dimension des Sprechens erfüllt, obwohl der Sprechakt nach illokutionären Bedingungen nicht zustande gekommen ist. Die Argumentation erscheint deshalb widersprüchlich, weil das Zustandekommen eines Sprechaktes sozusagen »mit zweierlei Maß« gemessen werden muss. Dies liegt daran, dass die Effekte und Wirkungen auf der perlokutionären Ebene nicht notwendig an die illokutionäre gekoppelt sind.

Im Konflikt zwischen einer strukturell-formalen und einer sozialen Theorie des Sprechens entwickelt Butler eine Theorie sozialer Iterabilität, die auf der Anerkennung struktureller Resignifizierbarkeit gründet: Begriffe können ohne vorgängige Autorisierung benutzt, aus dem herrschenden Diskurs herausgelöst und anders verwendet werden. Der Mechanismus, wie ein Sprechakt perlokutionäre Kraft entfalten kann, ohne illokutionär autorisiert zu sein, kann mit dem Konzept der »Performanz der Legitimität« beschrieben werden. Gleichzeitig kritisiert Butler die theoretische Sackgasse Derridas, wonach *jeder* Begriff notwendig mit seinem Kontext bricht. Damit öffnet sie das Feld für eine soziologisch orientierte Untersuchung, die auch nach der Autorität von Sprechern fragt, konventionale Bedeutungen zu verändern. Butler erkennt mit dieser theoretischen Wende implizit auch an, dass eine abstrakte, strukturell-formale Argumentation bei der Beschreibung des Gelingens resignifizierender Praktiken an ihre Grenzen stößt.

231 Butler 1998: 228.

4.10 Zwischenfazit

Judith Butler kann als Theoretikerin der Ambivalenz gelesen werden. Dies zeigt sich erstens in ihrer Praxis, die Konzepte der von ihr behandelten AutorInnen niemals unkritisch zu verwenden, sondern in ihrer Lektüre Probleme herauszuarbeiten, die oft durch ein Gegenlesen anderer AutorInnen konturiert werden. Beispielhaft sind ihre Ergänzung der Foucault'schen Perspektive auf Subjektivierung durch eine wiederum kulturtheoretisch gewendete Psychoanalyse (Kap. 4.6.3) oder die konfrontierende Lektüre von Bourdieu und Derrida, die zu einer Kritik beider Ansätze führt (Kap. 4.9). Diese Praxis der Theoriebildung zielt auf eine Öffnung der jeweiligen Positionen und vergrößert eher die Komplexität der diskutierten Konzepte, als dass sie zu einer geschlossenen Sozialtheorie führt. Dass Butler in diesem Zuge oft verschiedene Ansätze parallel behandelt, ohne die Diskussion abschließend wieder zusammenzuführen, erleichtert es ihren LeserInnen nicht gerade, aus den von Butler aufgegriffenen theoretischen Bausteinen eine kohärente Position zu synthetisieren. Wie sie selbst unterstreicht, strebt sie eine solche Kohärenz ihrer Arbeit auch gar nicht an.²³² Daher bieten Butlers Texte eine Reihe von offenen und teilweise unverbundenen Anschlussstellen für praxeologische Forschungsperspektiven, die im Folgenden noch einmal systematisch zusammengefasst werden sollen.

Zweitens, und hierin besteht Butlers wesentlicher Beitrag zur Praxistheorie, begreift sie Performativität (mit Derrida) als einen ambivalenten Prozess zwischen Stabilität und Instabilität, dem strukturell stets eine Möglichkeit zur Verschiebung eignet. Diesen Prozess erfasst Butler mit dem Wiederholungsbegriff, der damit im Unterschied zu den anderen in diesem Buch diskutierten Ansätzen explizit im Zentrum ihrer Theorie steht und der als sozialtheoretisches Konzept über Butlers Fokus auf das Geschlecht hinaus praxeologisch anschlussfähig ist. Mit dem Performativitätskonzept rekurriert sie auf eine sprachphilosophische Position, in der Sprechen und Handeln, Bedeutung und körperliche Aktivität als untrennbar miteinander verbunden gedacht werden. Aufgrund dieser fundamentalen Übereinstimmung mit dem Praxisbegriff sind Butlers sozialtheoretische Reflexionen für die Praxistheorie fruchtbar. Wenn Praxis bei Butler als zitierende Wiederholung verstanden wird, so verweist sie damit grundlegend auf die Zeitlichkeit und die kollektive Dimension der Praxis. Als Wiederholung ist jede Praxis von einer Berufung auf kulturell verfügbare Akte, also auf bereits bestehende Wiederholungen einer Praxis, abhängig. Daher prägt der Gebrauch eines Begriffs oder die Ausführung einer Handlung in der Vergangenheit jede aktuelle

232 Vgl. Butler 2006: 281.

wiederholende Verwendung, die wiederum die soziale Bestätigung der Handlung oder Bedeutung bewirkt. Praktiken tragen eine Geschichte in sich, die in jeder Wiederholung aktualisiert wird (Kap. 4.2). Butlers Perspektive auf die Wiederholung verklammert auf diese Weise nicht nur die gegenwärtige Praxis mit ihrer Vergangenheit, sondern temporalisiert auch die Gegenwart. In einer Verschiebung des Denkens vom Sein zum Prozess wird Substanz als Effekt beständiger Wiederholungen begriffen. Das Gegenwärtige hat demnach nur in seiner kontinuierlichen Aus- und Aufführung Bestand. In dieser Verschiebung vom »be-ing« zum »do-ing« liegt Butlers Anschlussfähigkeit für die Praxistheorie begründet, wie bereits Theodore Schatzki verdeutlicht hat. Neben der zeitlichen Dimension ist die Praxis kollektiv, insofern vergangene Praktiken einen kulturellen, öffentlich wahrnehmbaren Bestand bilden, der sozial geteilt wird, worin eine Voraussetzung dafür liegt, dass Praktiken in einer Wiederholung aufgegriffen werden können. Dieses Verständnis der Kollektivität einer sozial geteilten Praxis bildet eine Gemeinsamkeit von Butlers Ansatz und Bourdieus Praxeologie. In der *Zitierbarkeit* der Praxis liegt außerdem, wie Butler im Anschluss an Derridas Iterabilitätskonzept herausarbeitet (Kap. 4.5), auch die unhintergehbare Möglichkeit begründet, dass eine Praxis mit ihrem Kontext bricht und dabei im Gebrauch ihre Form und Bedeutung verändert. Mit jeder Wiederholung ist daher nicht nur die Aktualisierung, sondern auch die Verschiebung einer Praxis verbunden.

Dieses Verständnis von Wiederholung, das Butlers gesamter Arbeit zugrunde liegt, steht im Kontext ihrer Konzeption von Subjektivität, die Innerlichkeit als Effekt performativ wiederholter Akte begreift. Wenn Butler mit Nietzsche die Existenz eines »Täters hinter der Tat« in Frage stellt, so wird nicht das Subjekt zum Ausgangspunkt einer Handlung gesetzt, sondern vielmehr verdeutlicht, dass der »Ursprung« von Handlungsfähigkeit in einer Berufung auf bereits bestehende performative Akte gründet und sich daher in der Vergangenheit verliert. Butler verweist damit außerdem auf die kulturell beschränkten Möglichkeiten der Subjektkonstitution, die in der Zitation vorgängiger anschlussfähiger Praktiken liegen. Auch die Subjektkonstitution ist als temporaler Prozess zu verstehen, der von beständig wiederholten Akten abhängig und niemals vollständig abgeschlossen ist (Kap. 4.3).

Das Spezifikum von Butlers Ansatz besteht darin, dass sie die soziale Konstruktion von Identität an einer gewöhnlich als besonders fest, fundamental und natürlich wahrgenommenen Kategorie, dem Geschlecht, aufzeigt. Um die politische Zielsetzung herauszuarbeiten, die Butlers Theoriebildung motiviert, ist ihre Position innerhalb des Feminismus kontextualisiert worden, die entgegen anderer (z.B. differenzfeministischer) Modelle darum bemüht ist, die Kategorie »Frau« nicht unhinterfragt zum Subjekt der feministischen Bewegung zu setzen (Kap.

4.4). Vielmehr soll politisch die Offenheit dieser Kategorie sichergestellt werden, um Ausschlüsse zu vermeiden und die Versammlung heterogener Identitäten zu ermöglichen. Dabei geht es Butler um eine radikale Zurückweisung essentialistischer Denkmodelle sowie um den Nachweis politischer Handlungsmöglichkeiten, die um die Kategorie der »Subversion« kreisen. Eine bedeutsame Erkenntnis Butlers liegt darin, dass die Möglichkeit besteht, die Zitathaftigkeit des Sozialen selbst mittels Parodie und Travestie vor- und aufzuführen (Kap. 4.5). So kann gerade der Aufweis des Zitatcharakters eine politische Verschiebung im Verständnis von Geschlecht auslösen. Diese anti-essentialistische Kritik verweist darauf, dass der Anschein von Wesenhaftigkeit zusammenbrechen kann und das Scheitern von Kohärenz immer möglich ist. Vor dem Hintergrund dieses politisch motivierten Fokus auf die Subversion von Kohärenz ist auch Butlers Körperverständnis zu lesen. Dabei bezieht sie sich mit ihren Ansätzen zu dessen Konzeptualisierung auf gewöhnlich als widersprüchlich begriffene theoretische Positionen.

Körper sind für Butler nicht außerhalb von Sprechakten denkbar (im Doppelsinne von konzipierbar und gedanklich zugänglich), werden andererseits jedoch auch nicht auf linguistische Effekte reduziert. Zunächst vertritt Butler eine kulturtheoretische Perspektive, wonach bereits die Oberfläche des Körpers als kulturelle Markierung begriffen werden kann. Diesem Verständnis zufolge ist die Kohärenz des Körpers selbst der Effekt einer performativen Konstruktion, und der Körper besitzt »keinen ontologischen Status« über die wiederholten Akte seiner Konstitution hinaus (Kap. 4.6). Demnach gibt es keinen Zugang zum Körper jenseits von Sprache und Kultur. Dieses Körperverständnis entwickelt sie aus einer Kritik an Foucaults – in Butlers Lesart – ahistorischer Konzeption des Körpers als eines Mediums der Einschreibung. Ihre Position revidiert Butler zum Teil in *Körper von Gewicht* mit einem Konzept von Materialität, das Materialisierung als einen performativen Prozess begreift. Butler ersetzt auf diese Weise ihre als idealistisch kritisierte Perspektive auf den Körper durch dekonstruierte Begriffe von Körperlichkeit und Materialität. Anstatt den Körper als ahistorischen Ort oder als plastische Oberfläche vorzustellen, soll Materie als ein Materialisierungsprozess konzipiert werden, in dem sich Stabilität als Wirkung von Begrenzung und Festigkeit historisch durch sedimentierte Wiederholungen einstellt (Kap. 4.6.1). Wenn Materialisierung als Prozess begriffen wird, so ist auch die Kohärenz des Materiellen in der performativen Wiederholung von Praktiken durch Instabilität und Verschiebung bedroht, womit eine essentialistische Konzeption von Materialität vermieden wird, die für Butler aus politischen Gründen zurückzuweisen ist. Gleichzeitig, so ist Butler überzeugt, erlaubt es dieses dekonstruktiv gewendete Verständnis von Materialität, den Begriff weiter zu gebrauchen und dabei die fundamentale chiasmatische Verschrän-

kung von Sprache und Materialität einzubeziehen. Damit betont Butler, dass Körper nicht (allein) sprachlich erschaffen werden. Parallel zur performativen Materialisierung des Körpers wird dieser auch als organische Grundlage des Sprechaktes verstanden und Sprechen selbst als eine wesentlich körperliche Handlung begriffen. Mit Shoshana Felman arbeitet Butler daher die Körperlichkeit der Wiederholung heraus, die als Kritik an Derridas Konzeption von Performativität entwickelt wird. Felmans Verweis auf die Körperlichkeit des Sprechaktes berücksichtigt die unbewussten Aspekte des Sprechens und lässt damit, so Butler, die Trennung zwischen Materie und Sprache zusammenbrechen.

Butlers ambivalente Theoriebewegung besteht also darin, zunächst den Körper als performative Konstruktion zu begreifen und darauf zu beharren, dass kein Zugang zu einem vorkulturellen Körper möglich ist, den Körper jedoch gleichzeitig nicht auf linguistische Effekte zu reduzieren, sondern die chiasmatische Verschränkung von Sprache und Materialität sowie die wesentliche Körperlichkeit des Sprechaktes herauszustellen, die Butler mit der unbewussten Dimension des Sprechens identifiziert. Aufgrund dieser Unbewusstheit und Körperlichkeit lassen sich Butler zufolge Sprechen und Handeln nicht allein linguistisch erfassen. Sie nähert sich davon ausgehend einer theoretischen Konzeption der nichtbewussten, vorprädikativen Verhaftung des Körpers mit seiner Unterwerfung sowohl über die Psychoanalyse als auch über Bourdieus Habituskonzept.

Butler widmet der zentralen analytischen Kategorie von Bourdieus Theorie der Praxis nur einige knappe Bemerkungen, die zudem teilweise im Kontext einer Diskussion Althussers stehen. Dabei hebt sie hervor, dass mit dem Habituskonzept die nichtbewusste Körperlichkeit erfasst werden kann, die Bourdieu als vorprädikativen Glauben oder als praktischen Sinn bezeichnet. Auch wenn Butler diese theoretische Linie nicht weiter verfolgt, wird aus ihrer Diskussion Bourdieus ersichtlich, dass die Körperlichkeit der performativen Wiederholung in Begriffen inkorporierter Fähigkeiten verstanden werden kann (Kap. 4.6.2). Der Rekurs auf Bourdieus Theorie der Praxis verläuft parallel zu der wesentlich dominanteren Auseinandersetzung, die Butler mit der Psychoanalyse führt. Ziel dieser Theoriearbeit ist eine Kritik an Foucaults Konzeption von Subjektivierung, in der Butler zufolge psychischer Widerstand gegen Subjektivierung nicht gedacht werden kann. Gleichzeitig wendet sich Butler gegen essentialistische Tendenzen der Psychoanalyse und schlägt eine Neukonzeption psychoanalytischer Kategorien vor. Dafür reformuliert sie im Anschluss an Lacan das Konzept der melancholischen Identitätsbildung, das auf Freud zurückgeht, als ein kulturelles Modell, in dem die Psyche als fundamental sozial konstituiert verstanden wird (Kap. 4.6.3). Mit der kulturell gewendeten Psychoanalyse kann Butler erfassen, wie Körper von Normen durchlaufen und kons-

tituiert werden, im Subjektivierungsprozess diese Normen jedoch auch abweisen können, da aufgrund des »psychischen Rests« die Unterwerfung niemals vollständig abgeschlossen ist. Im kulturellen Modell der Melancholie muss die Kategorie des »psychischen Rests«, der sich der Subjektivation als widerständig erweist, dabei als fundamental sozial und historisch kontingent begriffen werden. Diese spezifische Konzeption des »leidenschaftlichen Verhaftetseins« ermöglicht es Butler, nicht nur die emotionale Bindung an Identitätskategorien, sondern auch das Scheitern der Subjektivierung und die Verschiebung von Normen theoretisch zu begründen und dabei auch die affektive Dimension des Sozialen einzubeziehen. Sowohl mit Bourdieus Verweis auf nichtbewussten Glauben als auch mit dem kulturellen Modell melancholischen Verhaftetseins will Butler zeigen, warum Möglichkeiten zur Veränderung dem Subjekt verborgen bleiben können und warum es an der Unterwerfung unbewusst und körperlich festhält.

Allgemein gewinnbringend von Butlers Diskussion des Körpers ist sicher ihr Hinweis, dass bereits ein bestimmtes Verständnis von Materialität selbst mit politischen Konsequenzen behaftet ist, sowie ihre Kritik an einer ahistorischen Konzeption des Körpers, der eine naive Materialitätsvorstellung zugrunde liegt. Gegen eine solche essentialistische Definition will sie auf die kulturelle Plastizität und historische Formbarkeit des Körpers in diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken verweisen. Gespalten scheint Butler in der Frage, ob bereits die ontologische Existenz eines Körpers, der Gewohnheiten annehmen kann, theoretisch zurückgewiesen werden muss. Sie grenzt sich allerdings deutlich von einer idealistischen Position ab. Butlers Alternativvorschlag eines dekonstruierten Körperverständnisses als performativer Materialisierung erscheint hier jedoch noch nicht überzeugend genug ausgearbeitet. Aus praxeologischer Perspektive ist sowohl Butlers Einsicht zuzustimmen, dass es keinen Zugang zum Körper jenseits von Sprache und Kultur geben kann, als auch ihr Verweis auf die nicht-bewussten Aspekte des Handelns zu unterstützen, die sie vor allem in ihrer Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse behandelt. In ihrer vergleichsweise marginalen Diskussion Bourdieus scheint Butler dabei auch die Möglichkeit zu sehen, die Nicht-Bewusstheit des Handelns in Begriffen inkorporierter Fähigkeiten zu verstehen und damit den Körper als Ort, der Gewohnheiten annehmen kann, aufzufassen. Als problematisch erweist sich jedoch vor allem, dass Butler den Materialitätsbegriff selbst universalisiert. Wenn sie von *der* Materialität der Sprache, des Sprechaktes oder des Körpers ausgeht, so identifiziert sie damit unterschiedliche Formen von Materialität, deren Übereinstimmung mindestens fraglich ist. Anstatt zu unterstellen, dass diese heterogenen sozialen Entitäten *dieselbe* materielle Qualität aufweisen, müsste sie vielmehr konkrete Praktiken der Materialisierung verfolgen, in denen diese Qualitäten allererst her-

gestellt werden, was sie jedoch unterlässt. Stattdessen versucht Butler, mit dem dekonstruierten Begriff von Materialität eine generalisierende Argumentation aufrecht zu erhalten, die einem anti-essentialistischen Denken letztlich widerspricht. Eine praxistheoretische Herangehensweise hätte dagegen die (sprachlichen und nichtsprachlichen) Mechanismen von Materialisierung herauszuarbeiten und unterschiedliche materielle Qualitäten zu differenzieren, woran sich die Frage anschließt, welche Aspekte der Butler'schen Körperkonzeption für das jeweilige Forschungsinteresse aufgegriffen werden können. Ein praxeologischer Anschluss kann hier nur selektiv erfolgen.

Ein anderer Komplex, der in Bezug auf das Verhältnis von Butlers Ansatz zur Praxistheorie bedeutsam ist, ist Butlers Verwendung des Normkonzepts. Sie weist die im soziologischen Paradigma des *homo sociologicus* vertretene Konzeption von Normen als externen Entitäten, die Verhalten äußerlich determinieren, zurück und begreift Normen mit Foucault dagegen als praxisimmanent. Sie vertritt daher ein Verständnis, das für praxeologische Positionen anschlussfähig ist. Gleichzeitig kann es jedoch als problematisch angesehen werden, dass Butler sich oftmals homogenisierend auf *die* Norm bezieht und diese damit wiederum als außerordentlich kohärente Einheit zu begreifen und zu verdinglichen scheint. Dies liegt jedoch, wie herausgearbeitet worden ist, im analytischen Fokus von Butlers Arbeiten auf das Geschlecht begründet. Butler entwickelt ihre Theorie in Bezug auf einen spezifischen Ausschnitt aus dem Sozialen, in dem der Kohärenzanspruch an die Identität besonders hoch, der Dualismus alternativlos sowie die sozialen und emotionalen Konsequenzen einer Abweichung besonders schmerzhaft sind (Kap. 4.7). Während im Bezug auf das Geschlecht daher die dominante Verwendung des Normbegriffs gerechtfertigt erscheint, bildet dieser nicht notwendig das Zentrum einer praxeologischen Position.

Eine weitere Anschlussstelle für praxistheoretische Perspektiven liegt in einer kritischen Reformulierung des Performativitätsbegriffs, die Butler in *Hass spricht* entwickelt hat und die seitdem ihre Arbeiten prägt. Mit Austin verweist Butler nun auf die theoretisch bedeutsame Trennung zwischen der illokutionären und der perlokutionären Dimension eines Sprechaktes (Kap. 4.1.1 und 4.8). Sie merkt an, dass die perlokutionären Effekte von Sprechakten nicht *notwendig* und mechanisch mit ihrer illokutionären Dimension zusammenfallen. Anstatt die Wirkung eines Sprechaktes *direkt* mit seiner Äußerung zu identifizieren, muss vielmehr in Betracht gezogen werden, dass zwischen einer Äußerung und ihren perlokutionären Effekten ein Kontingenzverhältnis bestehen kann. Diese Erkenntnis führt zum Konzept der »Permanenz der Legitimität«, das Butler ebenfalls in *Hass spricht* aus einer komplementären Lektüre Bourdieus und Derridas entwickelt (Kap. 4.9). Butler kritisiert Bourdieus Position, wonach die Kraft eines Sprechaktes aus-

schließlich auf die Autorität der Person zurückzuführen ist, die diesen äußert. Bourdieu zufolge muss eine Sprecherin vorgängig zur Äußerung berechtigt sein, bevor sie diese tätigen kann. Butler verweist dagegen, vor dem Hintergrund ihres Verständnisses von Performativität als Wiederholung sowie im Anschluss an Derrida, darauf, dass die Äußerung ihre performative Kraft aus der bestehenden Konvention bezieht, auf die sie sich beruft. Daher kann eine Äußerung in perlokutionärer Dimension eine Wirkung haben, obwohl sie illokutionär nicht autorisiert gewesen ist, indem sich eine Person ohne vorgängige Berechtigung auf eine Konvention beruft. Auf diese Weise kann Legitimität selbst performativ erzeugt werden. Die Argumentation Butlers steht im Kontext der Frage nach dem Subjekt der Wiederholung. Während für Bourdieu die Macht des Sprechaktes, Wirklichkeit zu setzen, auf die soziale Position des Sprechers zurückzuführen ist, betont Butler, dass eine Wiederholung auch ohne vorgängige Berechtigung gelingen kann und somit nicht (notwendig) an die Autorität eines Sprechers gebunden ist. Im Gegenzug formuliert Butler einen Einwand gegenüber dem Iterabilitätskonzept, womit sie Bourdieus Derrida-Kritik folgt. Sie erkennt nun qualitative Differenzen der Resignifizierbarkeit an und betont, dass Sprechakte nicht mit *jedem* Kontext in derselben Weise brechen können, sondern mit einigen besonders fest verbunden sind (Kap. 4.9). Die Problematik, *wer* zur Resignifikation berechtigt ist, *wer* mit Autorität sprechen kann, wird somit durch den Verweis auf die »Performanz der Legitimität« als ambivalentes Verhältnis zwischen bestehender Konvention und aktualisierender Zitation beschrieben. Dabei bietet das Konzept der »Performanz der Legitimität« ein Analyseinstrument, mit dem sich konkrete Praktiken der Herstellung von Legitimität verfolgen lassen.

In ihrer Arbeit sucht Butler parallel unterschiedliche theoretische Zugänge, um die Ambivalenz von Stabilität und Instabilität des Sozialen zu erfassen. Zum einen greift sie auf das Konzept performativer Wiederholung zurück, das sie im Rekurs auf Derridas Iterabilitätsbegriff entwickelt, und vertritt dabei ein paradoxes Wiederholungsverständnis, das sich fundamental für die mögliche Verschiebung einer Praxis öffnet. Zum anderen schließt sie an das psychoanalytische Verständnis von Subjektivierung als leidenschaftliches Verhaftetsein an, in dem sowohl die affektive Bindung an eine Unterwerfung als auch deren Destabilisierung durch einen psychischen Rest als zwei Aspekte desselben Prozesses verstanden werden. So zielen ihre Reflexionen aus unterschiedlichen Perspektiven stets darauf, Stabilität/Instabilität des Sozialen als Doppelfigur zu begreifen, weshalb sie für das Interesse dieser Studie so fruchtbar erscheinen. In Butlers Theoriebildung geht es allerdings letztlich um den *Aufweis der prinzipiellen Möglichkeit* von Subversion, um die grundsätzliche Betonung der Selbsttransformation des Sozialen. Daher fokussiert sie in ihren Arbeiten, die politisch auf die Eröffnung

ZWISCHENFAZIT

von Handlungsspielräumen zielen, die Instabilität der Praxis, die jegliche Fixierung von Kohärenz, Bedeutung, Norm oder subjektivierender Unterwerfung fundamental bedroht.

